

Rezensionen durch Michael Sturm-Berger seit 1991

Die beiden folgenden Buchbesprechungen erschienen in: **ur- und frühzeit. Zeitschrift für populäre Archäologie, Hornburg/Harz, Heft 4 / 1991, S. 45f.**

Seite 45

Buchbesprechungen + Buchbesprechungen + Buchbesprechungen + Buchbesprechungen

I. „Knaurs großer Religionsführer - 670 Religionen, Kirchen und Kulte, weltanschaulich-religiöse Schulen“, Gerhard J. Bellinger, Droemer-Knaur Verlag München 1986, Neuauflage 1990, 432 S. mit zahlreichen Statistiken und über 400 meist farb. Abb. u. Karten, DM 58, ISBN 3-426-26221-5.

Dieses handliche Handbuch ist alphabetisch aufgebaut. Unter jedem der 170 Stichpunkte wird eine Religion oder Gruppierung in jeweils ähnlicher Weise behandelt:

Verbreitung, Stifter, Glaubensrichtungen. Lehren. Riten, Feste, Architektur, Kunst und Heilige Schriften sind dabei wesentliche Punkte. Häufig stehen am Ende der Darstellungen eine Zeittafel und immer eine Literatur-Auswahl.

Die Abbildungen sind m. E. geschmackvoll ausgewählt und z. T. sehr gut. Großteils zeigen sie Kultarchi-

Seite 46

tektur, die zusätzlich meist auch als Grundriß dargestellt und erläutert wird. Dies ist ein großer Vorteil gegenüber vielen anderen Religions-Lexika. Fremdsprachliche Grundbegriffe der Religionen werden übersetzt und erklärt dargeboten.

Auch das Christentum ist in seinen vielfältigen Ausprägungen gleichermaßen wie andere Religionen behandelt, was sonst leider nicht unbedingt üblich ist.

Für ur- und frühgeschichtlich Interessierte bieten S. 28f. eine Liste mit über 50 alten Religionen (3000 v. bis 1500 n. Chr.), die alle als eigene Stichpunkte behandelt sind.

Ausführlich und doch übersichtlich ist z. B. der Artikel über „Ägyptische Religion“ (S. 9-26). Anders ist m. E. der Artikel über „Urgeschichtliche Religionen“ zu bewerten (S. 404f.): Dieser erscheint kurz und basiert hauptsächlich auf älterer Literatur. Neuere Darstellungen wie etwa die von Hermann Müller-Karpe, „Geschichte der Steinzeit“, München 1976, S. 243-334, sind nicht berücksichtigt worden. Aber: fehlerfrei ist wohl kein Buch. Das hier besprochene jedoch wird seine Benutzer bestimmt erfreuen.

II. „Fundort Schweiz, Band 2: Von den ersten Bronzegeißern zu den Helvetiern“, Christin Osterwalder/Marc Zaugg, AARE-Verlag, Solothurn 1981, 128 S., 103 Abb., davon 35 farb., DM 49,80, ISBN 3-7260-0176-X.

Der zu einer fünfteiligen Reihe gehörige Band macht vom Schutzumschlag her den Eindruck eines Kinder- oder Jugendbuches. Tatsächlich sind die Rekonstruktionen Marc Zauggs auch in diesem Stil gehalten, wechseln sich aber mit z. T. ausgezeichneten Fotografien von Funden, Grabungsbefunden, Restaurier-Vorgängen, Fundorten und Kartierungen ab.

Auch das Textangebot ist reichhaltig und sprachlich für jung und alt geeignet. Handwerk, Verkehr, Handel, Gesellschaft und Religion der Zeit vom 3. Jt. v. bis kurz v. Chr. sind in lebendiger Form dargestellt, ohne daß die Autorin vom Populären zum Unwissenschaftlichen übergegangen wäre. Häufiger finden sich Hinweise auf Grenzen der Forschung die manche Frage - vor allem im Bereich vorgeschichtlicher Religion - unbeantwortet gelassen hat.

Entgegen dem national formulierten Titel des Buches findet man doch immer wieder Hinweise auf Befunde und Abbildungen von Gegenständen aus benachbarten Ländern und

Kulturen. So erscheinen die Bronze- und Eisenzeit-Kulturen der Schweiz in mittel- und südeuropäische Zusammenhänge eingebettet, was dem heranreifenden Geschichtsbild jüngerer Leser besonders zugute kommen dürfte. Einige Gymnasialschüler der Jahrgänge 1971-76, denen das Buch vorgelegt wurde, waren allerdings der Meinung, daß es stärker hätte gegliedert werden sollen, um einen größeren Anreiz zum Lesen zu bieten. Dem ausführlichen Bildnachweis ist eine kurze Liste weiterführender Literatur angeschlossen. Ein Fundortregister mit Seitenverweisen beendet den eindrucksvollen, allerdings nicht für alle erschwinglichen Band.

Anschließende Rezension erschien in: Adoranten. Årsskrift 1992 för Scandinavian Society for Prehistoric Art – Tanums Hällristningsmuseum Underslöv, Tanumshede / Bohuslän (Schweden) 1993, S. 49f.

49



Fritz Horst (+)/Horst Keiling (Herausgeber), BESTATTUNGSWESEN und TOTENKULT in UR- und FRÜHGESCHICHTLICHER ZEIT. Beiträge zu Grabbrauch, Bestattungssitten, Beigabenausstattung und Totenkult, Berlin 1991. Akademie-Verlag, Leipziger Str. 3/4, D/O-1086 Berlin. 386 Seiten mit 141 Textabbildungen. DM 148,-

Dieser Sammelband ist das Ergebnis einer Tagung von Ur- und Frühgeschichtlern der DDR, die im September 1987 in Neubrandenburg stattfand. Er enthält 27 Aufsätze von 28 Autor/inn/en über Forschungsergebnisse, die sich zeitlich vom Paläolithikum bis zur Neuzeit erstrecken.

Die untersuchten Gebiete sind dabei vor allem Eurasien und Neuguinea (im einzelnen: Ost-Deutschland, Polen, Skandinavien, Ost-Baltikum, Frankreich u. a.).

Die Aufsätze nähern sich den gestellten Fragen mit den Mitteln der Archäologie, des Textquellenstudiums, ethnologisch, anthropologisch, zoologisch und interdisziplinär.

Der wichtigste Aufsatz für an vorgeschichtlicher Kunst Interessierte dürfte der von Martin Albrecht sein: "Das bronzezeitliche Grab von Bredarr-Kivik in Schweden. Ikonographische Beziehungen seiner Bilder" (S. 119 - 130). Dabei zog der Autor zunächst skandinavische Parallelen (bildliche Darstellungen und Funde) heran, um schließlich die Verbundenheit der Kivik-Bilder mit spätminoisch / -mykenischen Bildwerken aufzuzeigen.

Darstellungen von Amazonen bzw. zugehörige Textquellen und archäologische Befunde interpretierte Edith Hoffmann in "Amazonen - Mythos oder Wirklichkeit?" (S. 317 - 343), wobei ihr anhand von "Amazonengräbern" der Nachweis gelingt, daß es sich hier nicht um einen bloßen Mythos handeln kann.

Ethnologische Befunde und Schnitzfiguren der Küsten-Austronesier präsentiert Frank Tiesler in seinem Aufsatz über "Sozio-religiöse Grundlagen und materielle Erscheinungsformen von Bestattung und Totenkult bei Kulturen spätneolithischen Typs in Neuguinea" (S. 345 - 369). Hierbei scheint sich das gebotene Material als Vergleichsstoff für entsprechende früh-eurasiatische Erscheinungen zu eignen.

Sehr nützlich ist der Aufsatz von Heinz Grünert: "Ur- und Frühgeschichtliche Bestattungssitten in der Sicht antiker und mittelalterlicher Autoren" (S. 285 - 316), in dem die überlieferten Berichte von Herodot (um 450 v. Chr.) bis zu Šchams ad-Din ad-Dimašqi (um 1300) sorgfältig ausgewertet und ihr Bezug zu archäologischen Befunden dargestellt werden. Hinzuweisen wäre noch auf eine Sandstein-Steile mit Ritz-Zeichnungen aus der Bernburger Kultur, die S. 58 f. von Detlev W. Müller behandelt wird.

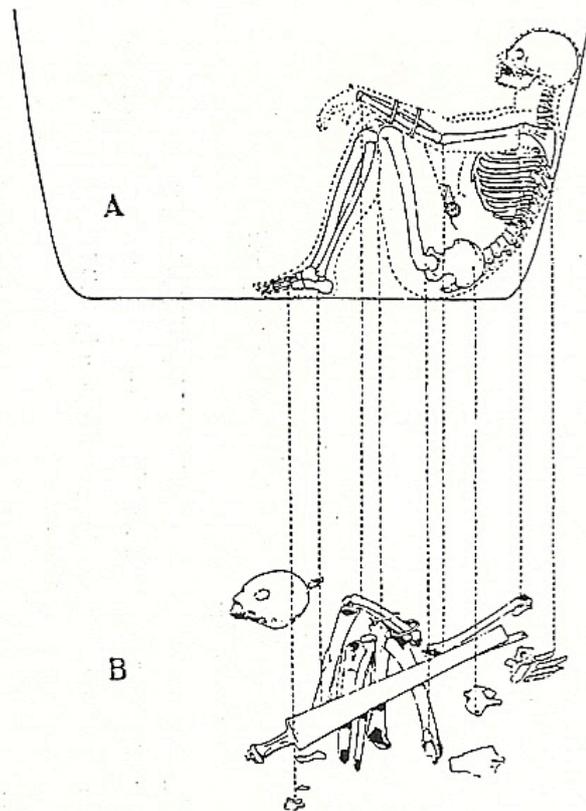


Abb. 14 (zu S.331, Aufsatz E.Hoffmann). Frauengrab aus Semoawtschala, Grusinische SSR. A: Rekonstruktion des Ausgräbers, B: Befund (nach Nioradze 1931, 149)

Ein großer Teil der übrigen Aufsätze beschäftigt sich mit der Kartierung und Auswertung

50

von Gräberfeldern und versucht so dem Geheimnis näher zu kommen, von dem Sokrates gesagt haben soll: "Der Tod ist das Ziel des Philosophen".

Die Textabbildungen sind ausnahmslos schwarz-weiß und gliedern sich in Fotografien, Zeichnungen, Lagepläne, Karten, Tabellen und Statistiken.

Unserem Zeitalter schadet es - auch im Hinblick auf mögliche ethische Auswirkungen - wahrscheinlich nicht, sich öfter mit der Frage nach den letzten Dingen zu befassen.

Insbesondere wenn wir erkennen, welche große Rolle das Ende des irdischen Lebens für die Menschen der Ur- und Frühzeit spielte. Was berechtigt uns, den "Tod" als festen Bestandteil des "Lebens" aus unserem Bewußtsein zu verdrängen?

Das besprochene Buch leistet in dieser Hinsicht einen beachtlichen Beitrag, der es uns erleichtern kann, die "Wandlungen in der Einstellung zum Tod" besser zu erfassen.



Abb. 18 (zu S. 366, Aufsatz F. Tiesler). Als Schädelbehälter ausgebildete Ahnenfigur (Gebiet 1).

Beide nachfolgenden Rezensionen erschienen in: *Adoranten, Tanumshede / Bohuslän* (Schweden) 1993/94, S. 56 f. & 59-61

56



I. Amei Lang, Hermann Parzinger und Hansjörg Küster (Herausgeber): KULTUREN zwischen OST und WEST. Das Ost-West-Verhältnis in vor- und frühgeschichtlicher Zeit und sein Einfluß auf Werden und Wandel des Kulturraums Mitteleuropa, Berlin 1993. Akademie-Verlag, Postfach 270, D-10107 Berlin. 499 Seiten, einschließlich über 100 schwarzweißer Abbildungstafeln. DM 228,-.

Dieser Sammelband verschiedener deutscher Forscher entstand aus dem Bewußtsein der neuesten Entwicklung zwischen Ost und West.

Anhand ausgewählter Beispiele werden nachweisbare oder wahrscheinliche Einflüsse von der einen in die andere Richtung (und umgekehrt) im Bezug auf Mitteleuropa behandelt. Von der

Jungsteinzeit führen die Beiträge bis ins Hochmittelalter hinein. Zwei Aufsätze über Vegetationsgeschichte, Kulturpflanzen eingeschlossen, bilden den Abschluß des umfangreichen Bandes (S. 473 - 499).

Der erste Beitrag, von D. Ellmers verfaßt, behandelt "Zwei neolithische Bootsmodelle donauländischer Kulturen" (S. 9 - 17), in dem er Bootskonstruktionen von Mesopotamien über Niedersachsen bis zu den Britischen Inseln nachspürte.

Beziehungen nach Frankreich, Dänemark und Polen beschreibt M. Menke in "Häuser der Megalithgräberzeit" (S. 89 - 102).

G. Wetzel bespricht in seinem Artikel "Schlange oder Vogel?" (S. 103 - 113) den 1974 aus einer Kiesgrube bei Koschendorf, Landkreis Cottbus / Brandenburg, geborgenen Inhalt eines Urnengrabes der Lausitzer Kultur (Stufe Ha A 2 / B1). Eines der dort beigegebenen Gefäße (Abb. 3,10.11) hat Schulterverzierungen in Form von Schlangen oder stark stilisierten Wasservögeln. Als Schlangendarstellung der Lausitzer Kultur wäre das Stück bisher einzigartig, nicht jedoch für die nordische Bronzezeit. Donauländischen Einfluß urnenfelderzeitlicher Darstellungen von Wasservögeln hält der Autor ebenfalls für erwägenswert.

Eine etwas jüngere "szenische" Vogeldarstellung (Ha D 1) behandeln F. Fischer und H. Schickler: "Das reliefverzierte Gefäßfragment vom Lochenstein" (Hausen, Landkreis Balingen / Baden-Württemberg). Es handelt sich dabei um einen erst kürzlich wiederentdeckten Altfund von 1923, dessen griechische Beeinflussung von den Autoren nur vermutet werden konnte (S. 193 - 202).

An dieser Stelle sei bemerkt, daß der Sammelband dem im Jahre 1923 geborenen Prähistoriker Prof. Georg Kossack zum 70. Geburtstag gewidmet wurde, welcher sich seit Jahrzehnten mit den Bildern und Symbolen jener Zeit beschäftigt hat.

Ein weiterer für die Bild- und Symbolforschung interessanter Aufsatz stammt von R. Hachmann: "Verzierte Lanzenspitzen der Jüngeren Kaiserzeit", in dem er ausführlich auf "Die Vor- und Frühgeschichte und die Runeninschriften im älteren Futhark" eingeht (S. 327 - 423). Lanzen- und Speerspitzen mit Runen tragen öfters auch andere Zeichen. Zu deren Deutung lassen sich unter anderem ähnliche Spitzen mit "sarmatischen" (Heils-)Zeichen heranziehen, die sich im selben Verbreitungsgebiet fanden. Sie können offenbar im Zusammenhang mit südrussischen "Tamga"-Zeichen gesehen werden.

Es entsteht der Eindruck, daß Runen-, Tamga- und kombinierte Lanzenspitzen Hoheitszeichen von Häuptlingen gewesen sein könnten, zeitlich anscheinend von "sarmatischer" Seite ausgehend. 16 Abbildungstabellen stellen eine reichhaltige bildliche Ergänzung zu dem umfangreichen Text dar.

Weitere Aufsätze betreffen den Vergleich benachbarter Kulturen der frühen Kupfer- und Urnenfelderzeit, hallstattzeitliches Totenbrauchtum, skythische Einflüsse, das Verhältnis von Kelten und Germanen, der Germanen zu Römern und Slawen, schließlich die Übergangsregion zwischen Dänen und Franken. Dabei sind am Ende fast jeden Beitrages Abbildungen beigegeben, mit denen die Auto-

57

ren ihr Material und / oder ihre Thesen dokumentieren.

Insgesamt glaube ich festzustellen zu dürfen, daß das Ost-West-Verhältnis in diesem archäologischen Fachbuch nicht systematisch abgehandelt, sondern anhand punktueller Beispiele untersucht wurde. Daher wird auch in Zukunft noch so manche Veröffentlichung zu diesem Thema neue Zusammenhänge darlegen können.

In jedem Falle kann das anregende Werk den archäologisch Interessierten zum Nachdenken oder Weiterforschen bewegen. Vielleicht sogar im Sinne J. W. v. Goethes, welcher im Westöstlichen Divan schrieb:

*Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen laß ich gelten:
Also zwischen Ost- und Westen
Sich bewegen sei zum Besten!*

Leider wird möglicherweise der Preis ein Hindernis zur Anschaffung des Buches sein, was dazu führen könnte, daß es vorwiegend von Bibliotheken und finanziell Bessergestellten erworben werden kann.

Michael Sturm-Berger M.A.
Kaiserin-Augusta-Str. 66/II
D – 12 103 Berlin
(Adresse veraltet!)

59

II. Frank Teichmann, Der Mensch und sein Tempel: Megalithkultur in Irland, England und der Bretagne. Die drei vorchristlichen Kulturarten in ihren Grundzügen, Stuttgart 2. Auflage 1992. Verlag Urachhaus, ISBN 3-87838-378-9. 260 Seiten mit über 100 farbigen und schwarz-weißen Abbildungen. DM 86,-.

Es handelt sich hierbei um die Neuauflage des dritten Bandes einer von F. Teichmann verfaßten Reihe, deren erster Band Ägypten, zweiter Griechenland und vierter Chartres behandeln.

Im größten Abschnitt des zu besprechenden Buches (S. 13 - 131) erörtert der Verfasser in kenntnisreicher Weise die wichtigsten architektonischen Erscheinungen der Megalithkultur NW-Europas (einschließlich Schottland und Wales). Dabei beabsichtigte er nicht, einen Denkmalführer zu schaffen, sondern Grundprinzipien mittels ausgesuchter Denkmäler zu erfassen und darzustellen. Alle wahrscheinlichen Deutungsmöglichkeiten für Menhire, Steinreihen und -kreise, Dolmen und Grabanlagen werden sorgfältig, sachlich und in sprachlicher Klarheit erwogen.

Dabei spielt die Beobachtung, Beschreibung und Erklärung von Lichteffekten in Dolmen und Grabanlagen eine besondere Rolle. Sie liefern (neben einer gewissen Fundarmut) dem Autor ein Argument, in Dolmen eher eine Art Friedhofskapellen zu sehen als echte Grabmäler. Ähnlich schreibt er vielen Grabanlagen auch Tempelfunktionen zu. Solche und andere Betrachtungen führen ihn auf den "Zusammenhang eines jeden Baues mit dem Kosmos" (S. 125).

Dieser Teil beeindruckt auch wegen der geradezu meditativen Auswahl und Anordnung des Bildmaterials, das eine gewisse Schönheit der Standorte von Megalith-Denkmalern vermitteln kann.

In einem zweiten größeren Abschnitt (S. 132 - 178) vergleicht er megalithische Erscheinungen mit ägyptischer Architektur, Kunst, Literatur und deren Sinngehalt. Dabei greift er - was die Literatur angeht - auf Sagen und Märchen der betreffenden Megalithländer zurück, in denen er den Geist der Vorzeit erhalten glaubt. Ähnlich bewertet er den Einfluß iredschottischer Mission auf Mitteleuropa.

Sein Vergleich führt ihn zu dem Schluß, daß Ägypten und die Megalithkulturen einen gewissen Gegensatz zueinander bildeten ("Polarität").

Anschließend (S. 179 - 205) wendet er sich wieder dem Sinngehalt megalithischer Denkmäler zu, wobei jetzt insbesondere die Kunst jener Zeiten auf ihre Aussagen hin untersucht wird.

In diesem Teil bezieht sich der Autor oft auf Aussagen Rudolf Steiners, des Begründers der Anthroposophie.

Wie F. Teichmann erklärt, geht es ihm in diesem Buch vor allem um die Herausarbeitung der "Entwicklung der Bewußtseinsfähigkeiten des Menschen" (S. 12), die er als anthroposophische Grundlage seiner Arbeit sieht.

Von einer gewissen "Einseitigkeit" der dargestellten Kulturen her möchte er die Leser/innen zur Erkenntnis einer durch das Christentum bewirkten Verschmelzung polarer Aspekte hinführen (S. 241f.).

Im vierten Abschnitt (S. 206 - 228) wird eine Kurzfassung griechischer Geisteswelt geboten wobei deren Mittelstellung zwischen ägyptischer und megalithischer Kultur behauptet wird. Spätestens hier können chronologische Zweifel an der Vergleichbarkeit aufkommen. Denn nicht die den Megalithen zeitlich nähere minoisch-mykenische Kultur, sondern das klassische Griechenland wird zum Vergleich herangezogen.

Interessant ist es dennoch, daß in der Nebeneinander-Stellung aller drei Kulturbereiche

60

(S.229-242) sich die behauptete Mittelstellung Griechenlands geradezu statistisch belegen läßt.

In jedem Falle können unvoreingenommene Leser/innen aus diesem großzügig gestalteten Buch vieles lernen, ohne in eine Flut nebensächlicher Details eintauchen zu müssen; und manchen wird wohl seine Schönheit auch den ansehnlichen Preis wert sein.

III. Julien Ries: Ursprung der Religionen - mit einem Vorwort von Fiorenzo Facchini. Deutsche Übersetzung von Marcus Würmli, Augsburg 1993. Pattloch Verlag, ISBN 3-629-00078-9. 160 Seiten mit über 200 farbigen und schwarz-weißen Abbildungen. DM 49,80.

Der überwiegende Teil dieses großformatigen Buches ist vor- und frühgeschichtlichen Glaubensformen gewidmet.

Der in der belgischen Stadt Löwen wirkende Religionshistoriker leitet sein für einen breiteren Personenkreis geschriebenes Buch mit Begriffserklärungen und einer Geschichte der Erforschung der Religionen ein (Erster Teil = Kap. 1 - 7 = S. 7 - 25).

Sodann legt er wichtige archäologische Befunde und deren Interpretation dar, wobei prähistorische Kunst eine bedeutsame Rolle spielt. Einbezogen sind weiterhin Bestattungssitten, Tempelanlagen und die schriftliche Überlieferung der frühen Hochkulturen. Den Abschluß dieses zweiten Teiles (bis S. 114) bilden Kurzdarstellungen historischer Religionen: "Indoeuropäische und indische Religionen" (Kap. 26), "Die Botschaft Zarathustras" (27), "Die Offenbarung Gottes und die monotheistischen Religionen" (28: israelitische, christliche und islamische Religion).

Der dritte Teil des Buches (bis S. 154) untersucht die Frage, wie die Menschen im Wandel der Zeiten mit dem Prinzip des Heiligen umgegangen sind, wobei sich hier auch "Die Religionen heutiger schriftloser Völker" (Kap. 35) und die allmähliche Entwicklung religiöser Bewußtseinsformen in der Vor- und Frühgeschichte (36 - 39) wiederfinden.

Nach den "Schlußfolgerungen" (Kap. 40 = S. 155f.) schließen ein "Lexikon der Fachbegriffe" (S. 157) und eine zweiseitige Bibliographie den reich und vielseitig bebilderten Band ab. Die Qualität der Photographien, Zeichnungen, Lagepläne und Karten kann fast durchgehend als gut und großzügig angelegt beschrieben werden. Offenbar lag dem Autor der Wunsch am Herzen, Forschungsgeschichte, religionsgeschichtliche Befunde und psychologisch-religionskundliche Deutungen als Gesamtheit darzustellen. Dabei liegt sein Schwerpunkt eindeutig auf der Untersuchung urgeschichtlicher Religiosität, in der er die Wurzeln späterer Religionen sucht. Insofern ist das Buch eine wertvolle Bereicherung für jeden an urgeschichtlichen Glaubensformen Interessierten, ganz besonders auch als erste Einführung in diese Thematik.

Demgegenüber treten die historischen Religionen – doch wohl mit Absicht - stark in den Hintergrund. Angesichts dessen mutet der Schluß des Autors über die herausragende Stellung des Christentums unter den Religionen (S. 156), wie sie schon am Ende des Vorwortes von F. Facchini (S. 5) zur Sprache kommt, einigermaßen suggestiv an. Dies um so mehr, als gleichzeitig "Mohammed als einer der drei Botschafter des einzigen, alleinigen, allmächtigen, allwissenden und lebendigen Gottes" (neben Abraham und Jesus) angenommen wird (S. 156). Leider fehlt in diesem Zusammenhang die Erwähnung universaler, religions-übergreifender Strömungen, die den interreligiösen Dialog pflegen, völlig, wie z.B. WCRP (World Conference on Religion and Peace). Oder etwa die Bahá'í-Religion, welche alle Religionen, die an ein Höchstes Wesen oder Prinzip glauben, akzeptiert. Denn dort geschieht derzeit etwas wirklich Neues, indem Menschen lernen, daß alle, welchen Glaubens auch immer, eine einzige Menschheit bilden, die in gegenseitiger Annahme Frieden finden wird. Dennoch ist der Kauf dieses Buches, auch als

61

Geschenk für Bildungshungrige, angesichts des Preis-Leistungs-Verhältnisses durchaus empfehlenswert.

Nachfolgende Kurzdarstellung meiner eigenen Dissertation, veröffentlicht in Berlin 1997 (310 Seiten; ISBN 3-929134-16-0), erschien in: KULT-UR-notizen. Das interdisziplinäre Magazin, Nr. 20, 7. Jg., Bettendorf Nov. 1997, S. 42 (Veröffentlichungen und Informationen unserer Mitglieder)

Die erste interreligiöse Monographie in deutscher Sprache zu diesem Thema: *Merkmale und Wesen von Prophetentum. Eine religionsvergleichende Studie* von Michael Sturmberger

Die 1995 bei der Universität Frankfurt/Main vorgelegte und angenommene Dissertation geht vom Vergleich prophetischer Persönlichkeiten in verschiedenen Religionen aus. so daß dem Verständnis von Propheten jeweils anderer Religionen auf wissenschaftlicher Ebene der Weg bereitet wird. Dadurch soll der interreligiöse Dialog erweitert und vertieft werden. Eine Vergleichbarkeit prophetischer Gestalten ergibt sich bereits auf begrifflicher Ebene, die in Judentum, Christentum, Islam und Baha'i-Religion deutliche Gemeinsamkeiten aufweist. Die Religion Zarathustras läßt sich diesen mühelos anschließen.

Ein Problem, prophetische Persönlichkeiten zu identifizieren. bestand bisher für Hinduismus und Buddhismus, vor allem weil eine aus dem Beginn dieses Jahrhunderts stammende religionswissenschaftliche Lehrmeinung dem indisch-ostasiatischen Raum lediglich 'mystische' Religiosität zugestehen wollte. Für die Auffindung prophetischer Merkmale wurde die phänomenologische Methode gewählt, so daß die Auswertung Heiliger Schriften und biographisch-legendärer Texte insgesamt 67 prophetische Eigenschaften und Fähigkeiten erbrachte. Davon zeigt sich ein gutes Dutzend als besonders häufig und kann daher als 'Hauptmerkmale' gelten. Die Anwendung der 'Intentionsforschung' J. Waardenburgs zeigte außer dem "Legitimation" und 'Vorbildwirkung' als hinter zahlreichen Merkmalen erschließbare prophetische Kennzeichen. Es ließ sich herausstellen, daß eine Gruppe der Propheten von ihren Merkmalen her besonders hervortritt: die "Stifter-Propheten" (z. B. Muhammad, Jesus, Buddha).

Insbesondere Gesetzgebung und Heilige Familie, aber auch Auffälligkeiten im Kindesalter u. a. sind zusätzliche Merkmale dieser Gruppe. Funktionen kann man vor bzw. nach diesen Stifterpropheten die "Eröffnungs-" bzw. "Jüngerpropheten" abheben. Solche Prophetenarten

und ihren Kombination lassen sich auch für Hinduismus und Buddhismus aufzeigen. Darüber hinaus sind von den 67 erwähnten Eigenschaften für Buddha und Krishna jeweils etwa 55 belegbar; für die indischen Rschis, welche traditionell als Verfasser der Veden gelten, wenigstens 35. Auch in alten Hochkulturen und bei indianischen Völkern kann man prophetische Persönlichkeiten feststellen. Als Motivation für das Wirken von Prophet/innen, welche mit Recht so bezeichnet werden mögen, wird am Ende dieser Untersuchung ihre Liebe zu Gott und den Menschen erkannt. Das Buch kann bestellt werden zum Preis von DM 55,- plus Versandkosten bei: Dr. Michael Sturm-Berger, Kaiserin-Augusta-Straße 66/II, D-12103 Berlin-Tempelhof, Tel. 030 / 75 216 76 (Adresse veraltet!)

42 KULTUR notizen

Folgende beiden Rezensionen wurden veröffentlicht in: Adoranten, Tanumshede / Bohuslän (Schweden) 1998/99, S. 82-85

82



I. Bronzezeit in Deutschland (Sonderheft der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“), herausgegeben von Albrecht Jockenhövel und Wolf Kubach, Stuttgart 1994. Theiss Verlag, ISBN 3-8062-1110-81 ISSN 0176-8522. 111 Seiten mit 96 meist farbigen Abbildungen; gebunden; 39 DM.

In 22 Kapiteln, von denen A. Jockenhövel alleine 13 schrieb, wird ein umfassendes Thema zwar knapp formuliert, aber so anschaulich dargestellt, daß es meines Erachtens auch Nicht- oder Hobby-Archäologen gut zugänglich sein dürfte. Kaum ein Teil des bronzezeitlichen Lebens erscheint mir weggelassen. Deutlich erkennbar sind die Bestrebungen der acht Autor/inn/en, vier davon Frauen, alle Teile Deutschlands - auch seinen Osten - einzubeziehen. Das umfangreiche Bildmaterial wirkt sorgfältig ausgewählt und bietet überwiegend eindrucksvolle und aussagekräftige Befunde und Funde in zumeist guter bis sehr guter Qualität.

Schon in Jockenhövels Einführung, aber auch zwischendurch und im abschließenden „Rückblick und Ausblick“ entsteht der vielleicht berechtigte Eindruck einer kriegerischen und technik-orientierten Zivilisation, deren Verbindungen mit dem Rest Europas, mit Ägypten und Vorderasien angedeutet werden. Die komplizierte Datierung und Verbreitung der bronzezeitlichen Kulturgruppen Deutschlands und unmittelbarer Nachbargebiete sind in Kürze, aber ordentlich dargestellt. Mehrere Kapitel beschäftigen sich mit der Gesellschaft dieses Zeitalters, ihrer Lebensweise und Schichtung. Handwerklich-technischen Eigenheiten der Bronzezeit wurde dabei große Bedeutung zubemessen.

W. Kubach übernahm insbesondere kultisch-religiöse Themen:

- „Der Weg ins Totenreich - Bestattungs- und Beigabensitten“ (S. 48 - 53);
- „Vergraben, versenkt, verbrannt – Opferfunde und Kultplätze“ (65 - 74);
- „Bilder, Amulette, Kultgerät“ (75 - 80).

Ihr Verfasser ist mir aus meiner Studentenzeit in Frankfurt/Main als sehr fleißiger und außerordentlich genauer Wissenschaftler in Erinnerung. Mit Vermutungen hält er sich

ziemlich zurück, obwohl ihn die Themen Kult und Religion offenbar sehr anziehen. Es wird die Adoranten-Leser/innen vermutlich freuen, daß er immer wieder die Parallelen zu skandinavischen Funden und Befunden anspricht, insbesondere S. 76 - 80. Dort verweist er u. a. auf entsprechende Beziehungen und Deutungen des Bildsteines aus Anderlingen (Nord-Niedersachsen; Abb. 70), der Hornbeschläge von Wismar (Mecklenburg-Vorpommern; Abb. 71), des Figurenmessers aus Beringstedt bei Itzehoe (Schleswig-Holstein; Abb. 75) und der Lurenbruchstücke von Lübzin bei Schwerin (Meckl.-Vorp.; Abb. 76).

Trotz seines Interesses für das Thema schrieb Kubach etwas resignierend: „... letztlich wird uns aber verschlossen bleiben, welche Gedanken und Gefühle die Menschen bewegten, die an einem See opferten oder an einem Kultmahl vor einem Höhleneingang teilnahmen.“ (S. 74)

A. Jockenhövel äußerte sich im letzten Kapitel mit Bezug auf den „Sonnenwagen“ von Trundholm und die „sich um die Vogel-Sonnen-Barke (z. B. auf der Amphore von Gevelinghausen [Abb. 79]) rankende, für uns schwer erklärbare Mythologie.“ (S. 104)

Zuvor (S. 81 - 83) hatte er den Eindruck erweckt, als glaube er an die Verwendung solcher Amphoren bei festlichen Anlässen, was auch mir wahrscheinlich vorkommt. Darüber hinaus scheint mir, daß die Verbindung von Wasservögeln und Sonne, wie sie die Vogel-Sonnen-Barke kennzeichnen, etwas mit dem Vogelzug - entsprechend dem Sonnenstand der Jahreszeiten - zu tun gehabt haben könnten. Wasservogel und Sonne kehren sozusagen im Frühling zurück, was den Anlaß zu fröhlichem Feiern gegeben haben mag.

83

Ein Opferritus hingegen verbreitete wohl zunächst Respekt oder gar Furcht, auch wenn sich die entstehende Spannung bei einem nachfolgenden Festmahl lösen mochte. Ähnliches könnte für bildliche Darstellungen von Waffen gegolten haben.

Gesine Webers Beitrag bezüglich „Pferd und Wagen“ (S. 89 - 92) und der von Christine Leitschuh-Weber über „Gold - die ewige Faszination“ (93 - 97) enthalten ebenfalls bedeutsame Hinweise auf kultisch-religiöse und kunsthandwerkliche Zusammenhänge.

Abschließend möchte ich ausdrücken, daß mich die eingängige und gut lesbare Darstellung einer so schwierigen und umfassenden Thematik auf so engem Raum beeindruckt hat. Ich möchte den Band allen empfehlen, die sich einführend oder zusammenfassend mit der Bronzezeit in Deutschland beschäftigen.

II. Heiligtümer und Opferkulte der Kelten (Sonderheft v. „Archäologie in Deutschland“), hrsg. v. Alfred Haffner, Stuttgart 1995. Theiss Verlag, ISBN 3-8062-1147-71, ISSN 0176-8522. 121 Seiten mit 109 meist farbigen Abbildungen; kartoniert; DM 39.

Einem Vorwort folgen sieben Aufsätze deutscher, französischer und britischer Verfasser, was eine erfreuliche Art internationaler Zusammenarbeit darstellt.

Bereits im Vorwort wies A. Haffner vielleicht mit Recht darauf hin, „daß viele Leserinnen und Leser ganze Passagen dieses Bandes mit Erschrecken und auch Abscheu erleben werden. Was die antiken Autoren bezeugen, bestätigt und ergänzt der archäologische Befund. ... Indem Menschen gefoltert und getötet wurden, glaubte man der Gottheit nahezukommen, ...“ (S. 6). Es kann also niemand behaupten, man habe nicht vor der Lektüre gewarnt! Aber diese Vorwarnung ist auch ein Hinweis auf den Preis der Wahrheit! In den anschließenden Überlegungen zur Gewalt zwischen Menschen äußerte sich Haffner für einen Archäologen - meinen Erfahrungen nach - ungewohnt mitfühlend. Auch weist er auf die „Deklaration der Menschenrechte“ hin, ein derzeit sehr aktuelles Thema, das nach Plänen der UNO verstärkt in den Erziehungsbereich eingebracht werden soll. Er gab als eine Zielsetzung des Bandes an:

„Nachdenken über die im Namen von Religionen verübte Inhumanität" und „die Hybris vieler offizieller oder selbsterannter Religionsrepräsentanten" (S. 7). Dabei wird leider nicht ganz deutlich, ob er die Religionen an sich oder aber deren Mißbrauch als Quelle des Übels angesehen hat. Ich aber möchte letzteres annehmen. Alleine schon durch eine Art pädagogischer Ausrichtung dürfte Haffner - im positiven Sinne - aus der Menge der deutschen Archäologen herausragen.

Seine „Allgemeine Übersicht" (S. 9 - 42) enthält den Hinweis, daß er zunächst archäologische und antike schriftliche Überlieferung getrennt untersuchen möchte, um diese anschließend wieder zusammenzuführen. Er umriß ausführlich den aktuellen Forschungsstand zum Thema. Eine solche Einleitung ist für Wissenschaftler/innen ein großer Vorzug des Bandes. Möglicherweise verlangt sie Nicht-Archäolog/inn/en sprachlich und vom archäologischen Kenntnisstand her einiges ab. Man möge es damit versuchen ...

Wir entnehmen Haffners Ausführungen, daß unser Wissen über keltische Religion lückenhaft ist, auch weil entsprechende Berichte antiker Autoren oft einseitig gewesen sein dürften. Von den erwähnten Menschen- opfern steht nicht zweifelsfrei fest, ob sie auch unabhängig von kriegerischen Handlungen dargebracht wurden. Die Köpfe einiger menschlicher Opfer scheint man einbalsamiert zu haben. Anders geschah dies zunächst mit Tieren: Im 3./2. Jahrhundert v. Chr. legten die Kelten Tieropfer in ihren Heiligtümern nieder und ließen sie dort verwesen. Es muß dort im wahrsten Sinne des Wortes ein bestialischer Gestank geherrscht haben, besonders in der warmen Jahreszeit. Später ging man eher zu Opfermahlzeiten über, worin man einen Fortschritt der Zivilisiertheit sehen mag. Dabei ist den Forscher/inne/n die Vollständigkeit von geopfertem Pferd aufgefallen, obwohl diese im keltischen Alltag auch verspeist wurden. - Hatte man die Vorstellung, daß jemand nach der Opferung darauf reiten würde?

Den sogenannten gallischen Heiligtümern - überwiegend in Frankreich anzutreffen - stehen die in der Regel fundärmeren Vierecksschanzen

84

Mitteleuropas gegenüber. Wenn eine kultische Deutung der letzteren angenommen wird, dann wären sie wohl eher als Versammlungsorte zu verstehen. Haffner dachte dabei an Gerichtsprozesse oder Druidentreffen, also an Orte der Verhandlung, Beratung und des Austausches. Ich möchte auch gemeinsame Gebete, kultische Gesänge und ungestörte Meditationen als weitere dort vorstellbare Handlungen in Erwägung bringen.

Das übergreifende Wort für Heiligtum und Versammlungsort war im Keltischen offenbar „Nemeton". Da auf dessen Herkunft leider nicht näher eingegangen wurde, möchte ich dies kurz nachtragen: Man vergleiche dazu altirisches „nemed" - ‚Heiligtum, Privileg, Privilegierte/r'. Es hängt wohl mit altgriechischem „nemos" - ‚Wald, Hain' und lateinischem „nemus" - ‚Wald, (heiliger) Hain' zusammen (vgl. italienisches „nemorale" - ‚Wald-' und spanisches „nemoroso" - ‚Wald-, bewaldet'). Diese wiederum könnten in Verbindung mit altgriechischem „nemo" - ‚ich teile zu, besitze, hüte' usw. gesehen werden (vgl. noch neugriech. „nemome"- ‚ich nutznieße' und deutsches „nehmen"). Eine Beziehung zu altgriechisch „nemesis" - ‚Vergeltung, Ehrgefühl' usw. ist umstritten.

Den Heiligtümern lassen sich inhaltlich rituelle Niederlegungen von Edelmetall-Gegenständen anschließen.

Haffners Beitrag erscheint mir informativ und spannend geschrieben. In den nachfolgenden Kapiteln aber steigert sich die den Leser/inne/n abverlangte Fachkenntnis noch:

Zunächst behandelten Bruno Chaume, Laurent Olivier und Walter Reinhard „Das keltische Heiligtum von Vix" im östlichen Mittelfrankreich (S. 43 - 50). Es handelte sich dabei um einen quadratischen Grabkultplatz mit umlaufendem Graben. Auf ihm wurde anscheinend die

dortige Fürstendynastie des späten 6. und frühen 5. Jahrhunderts v. Chr. eine Weile lang kultisch verehrt. Später hat man ihn offenbar gewaltsam zerstört.

Sibylle Bauer und Hans-Peter Kühnen nannten ihren Beitrag: „Ein ‚Starker Ort‘: Der frühkeltische Opferplatz bei Egesheim, Lkr. Tuttlingen"(S. 51 - 54). Dieser liegt auf der Schwäbischen Alb an einem durch Bergrutsche gefährdeten Steilhang bei einer torartigen Naturfelsbildung. Ebenfalls seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. suchten ihn wohl vorwiegend keltische Frauen rituell auf und brachten dort Schmuckstücke dar. Dabei wurde auch eine einmalig gestaltete Vogelfibel hinterlassen.

Jean-Louis Brunaux berichtete anschließend über „Die keltischen Heiligtümer Nordfrankreichs" (S. 55-74). Insbesondere die komplexen Anlagen von Gournay-sur-Aronde und Ribemont-sur-Ancre stellte er ausführlich dar. Deren zum Teil grausige Befunde machten zahlreiche Einzelheiten keltischer Kulte und Riten erschließbar. Grabungsberichte nehmen einen bedeutenden Umfang der Darstellung ein. Zusammenfassend wird die Wandlung einer älteren Religionsschicht durch ‚Romanisierung‘ schon etwa 50 Jahre vor Caesars Eroberungen gefolgert. Allerdings erscheint mir die Verwendung des Wortungetümes „Evergetismus" für ein Ergebnis dieser Wandlung (S. 74) unnötig. Immerhin wird es im „Glossar" (S. 111) kurz erklärt. Im folgenden Beitrag von Brigitte Lescure über„Das kelto-ligurische ‚Heiligtum‘ von Roquepertuse" (S. 75 - 84) findet sich ein weiteres unübliches Fremdwort: „Dolien" (S. 83). Es wurde im Glossar vergessen, ja es fehlt sogar in archäologischen Lexika. Man darf es vermutlich von lateinisch „dolia" - ‚Fässer‘ herleiten. Der hochinteressante Fundort wurde mehrfach untersucht, wobei die Befunde des 3. Jahrhunderts v. Chr. allerlei Rätsel aufgeben.

Günther Wieland machte sich Gedanken über„Die spätkeltischen Viereckschanzen in Süddeutschland - Kultanlagen oder Rechteckhöfe?" (S. 85 - 99). Nach aktuellem Kenntnisstand konnten diese sehr wohl Kulthandlungen oder Versammlungen dienen. Sie dürften aber auch gewöhnliche Zwecke als Warenlager- und Sicherheits-Bereiche erfüllt haben. Wie bei den vorangegangenen Beiträgen gibt es auch hierzu im Anhang Hinweise bezüglich „Literatur" (S. 116 - 119). Leider hat man insbesondere Belege zu den neueren Befunden, die auf S. 98 beschrieben wurden, im Anhang vergessen oder absichtlich weggelassen, obwohl dort genügend Platz dafür zur Verfügung gestanden hätte.

Mit einer gewissen Berechtigung finden wir anschließend den Bericht von Ian M. Stead über „Die Schatzfunde von Snettisham" in Norfolk/England (S. 100 - 110). Dort entdeckte man zwischen 1948 und 1991 zahlreiche kunsthandwerklich und materiell sehr

85

wertvolle Schmuckstücke, ebenso Münzen und Edelmetall-Barren aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Die zum Teil zerstörten, andernteils sorgfältig ausgegrabenen Horte fand man inmitten einer unregelmäßig-sechseckigen Anlage. Fünf Seiten waren durch Gräben markiert, die sechste grenzte anscheinend an Sumpfgelände. Auch eine Art Eingang wurde freigelegt. A. Haffner hatte auf S. 42 eine Deutung für solche Anlagen vorgeschlagen, die Stead aber nicht weiter aufgriff.

Die „Auswahl antiker Texte zur Religion der Kelten" (S. 112 - 115) gibt den Leser/inne/n eine Möglichkeit, das schriftlich Überlieferte mit den archäologischen Befunden in Beziehung zu setzen.

Zusammenfassend möchte ich bemerken, daß die Abbildungen fast durchweg gute bis sehr gute Qualität aufweisen. Trotz der kleinen, oben erwähnten Mängel ist es ein sehr lesenswerter und nicht zuletzt deshalb preisgünstiger Band für Wissensdurstige, sofern sie bereit sind, sich mit den zum Teil komplizierten Befunden zu beschäftigen.

Buchbesprechungen in Adoranten 1999/2000, S. 100 (dort Buchanzeigen; Besprechung nur im Internet zu finden unter: www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten - Recensioner - Reviews, Adoranten 1999, leider derzeit dort nicht abrufbar):

I. Kult- und Opferplätze in Deutschland. Eine virtuelle Reise von der Steinzeit bis zum Mittelalter (CD-ROM), herausgegeben v. Peter Ernst, Stuttgart 2. Auflage 1998, Theiss Verlag, ISBN 3-8062-1371-2. Zahlreiche Textdateien, Farbfotos, Videos, Musikstücke, gesprochene Kommentare und Landkarten; Begleitheft mit 36 Seiten; 68 DM.

Es ist die erste CD-ROM, die ich bespreche: Diese Art des Studierens ist von der herkömmlichen eines Buches doch ziemlich verschieden. Für Nichtfachleute im Hinblick auf Computer fängt das Abenteuer schon beim Installieren an – es findet im vorliegenden Fall in englischer Sprache statt.

Wenn man dann das Programm startet, wird man von eindrucksvoller Fanfarenmusik begrüßt, bis schließlich eine Auswahl an Möglichkeiten für die "virtuelle Reise" erscheint.

Der größte Bereich heißt "Kultplätze" und ist unterteilt in Steine, Höhlen, Plätze, Gräber. Er umfasst 105 Denkmäler in neun deutschen Großräumen. Zu allen sind vergrößerbare Farbaufnahmen guter bis eindrucksvoller Qualität vorhanden. Zu wenigstens 48 dieser Denkmäler existieren auch kurz kommentierte Videos, die jedoch einer Vergrößerung qualitativ selten standhalten. Ich brauchte auch ziemlich lange bis mir klar wurde, dass die Anzeige "Textsprecher aus" in der "Soundbar" bedeutet, dass der Textsprecher *angeschaltet* ist (und umgekehrt!).

Unentbehrlich und in der Regel informativ sind die stets vorhandenen Begleittexte. Leider schlichen sich dort sehr häufig Rechtschreib-, Komma- und Grammatikfehler ein, was auf eine wenig sorgfältige Endredaktion schließen lässt. Ich weiß nicht, ob es technisch nicht auch möglich gewesen wäre, diese Texte in Blocksatz auf die CD zu bringen – es hätte mir jedenfalls besser gefallen als ein ständig wechselnder rechter Rand!

Anregend bis meditativ wirken die 17 verschiedenen Instrumentalstücke von Wolfram der Spyra, die sich einzeln aus der Soundbar abrufen lassen.

Alphabetisches Glossar, Beschreibung der Anreisewege und entsprechendes Karten-Material sollen den Zugang zu den beschriebenen Denkmälern erleichtern. Darüber hinaus wird eine Darstellung von 21 deutschen Museen mit archäologischen Beständen angeboten.

Besonders interessant erscheint mir der Ordner "Geisteswelten", in dem auf wenigstens 28 Bereiche vor- und frühgeschichtlicher Religiosität Bezug genommen wird (Gottesbilder, Totenbehandlung, Opfer, Steine, Kultanlagen und Kultkunst). Leider passen die dazu geschalteten Bilder nicht immer: z. B. sieht man zum Thema "Kultwagen" einige Bäume; auch die Stichworte "Keltische Götter", "Höhlenkunst", "Idole" und "Amulett" liefern unklares Bildmaterial. Besonders ausgewogen erschien mir der Text zum Thema "Ritueller Kannibalismus (Antropophagie)". Sehr merkwürdig ist aber, dass eine Reihe inhaltlich guter Textdateien anscheinend nicht im offiziellen "Programm" enthalten sind. Ich fand sie versteckt unter "Verknüpfung mit Cult" (3,08 Megabite), "Txt", darunter: "Steinkammergräber in Hessen" (Gg 9), "Bestattungssitten der Slawen" (Gg 12), "Keltische Viereckschanzen" (Gg 19), "Kult und Religion der Slawen" (Kult), schließlich "Kult- und Opferplätze. Eine Annäherung" (Intro 2). Letztere beide besitzen allerdings Bandwurmformat und sind deshalb schwierig lesbar!

Weitere Ordner von einführender und erläuternder Bedeutung sind "Geschichte" und "Völkerschaften" (10 bzw. 8 Abschnitte). In dieser Form hätte ich mir meinen Einstieg ins Studium der Vor- und Frühgeschichte – vielleicht schon als Schüler – gewünscht!

Besonders lesenswert erscheint mir der Abschnitt "Museen: Veranstaltungen", wo wir einen Text über "Kulte der Neuzeit" finden. Das Thema wird dort im Hinblick auf Tradition,

Esoterik und neuerdings wissenschaftlich erarbeitete Ausstellungen zum Thema Kultarchäologie betrachtet.

Aber es waren auch inhaltliche Fehler zu finden:

Z. B. seien an der Heiligen Quelle von Süderbrarup (Kultplätze 1,5) "Bräuche *kultischen* Ursprungs ... christianisiert" worden. Allerdings kam das Christentum in dieser Gegend schon als kultische Religion an – gemeint war deshalb wohl "heidnischen Ursprungs".

Von den Externsteinen (4,2) lägen keine Funde aus der Eisenzeit vor. Aber schon Wilhelm Dorow erwähnte in seiner 1823 erschienenen Untersuchung über "Die Externsteine in Westfalen" den Fund einer keltischen Münze in der Nähe dieses Naturdenkmales, was allerdings nicht viel zu besagen braucht.

Das Video zu 5,3 (Alte Taufe/Teufelskanzel) zeigt u. a. eine Verzierung mit konzentrischen Kreisen oder einer Spirale auf einem Stein, die im Text leider keine Erwähnung fand.

Funde von den dargestellten Kultstätten sind leider so gut wie gar nicht abgebildet worden. Hingegen finden wir Beschreibungen und Abbildungen zahlreicher Stätten, bei denen sich bisher keine oder nur ganz unsichere Bezüge zu vor- und frühgeschichtlichen Kulturen nachweisen ließen (2,6; 3,5; 3,6; 4,4; 4,9; 6,5; 6,7; 6,8; 7,7; 8,6; 8,8; 8,14).

Beim Ansteuern von "Geschichte: Zeitleiste" wird das sehr dramatische Musikstück "Mithras" (Nr. 12) abgespielt. Es kann leider etwas beim Lesen stören. Ich hätte eher das sanfte Stück "Fortuna" (Nr. 4) als Lesebegleitung empfohlen.

Die Aussage in "Geschichte: Zeitleiste", dass paläolithische Bestattungen Hinweise auf Vorstellungen vom Jenseits in diesem Zeitabschnitt gegeben hätten, lässt sich leider so nicht halten. Im gleichen Text wird dreimal behauptet, Kaiser Konstantin habe (im Jahre 317) das Christentum als Staatsreligion eingeführt. Richtig ist, dass er sein Toleranzedikt 313 erließ, auf welches 325 das Konzil von Nicäa folgte. Erst 380 führte Kaiser Theodosius auf dieser Grundlage die christliche Staatsreligion ein. Konstantinopel wurde auch nicht 330 gegründet, sondern man benannte das im 7. Jahrhundert v. Chr. gegründete Byzantion damals um. Im Jahre 507 wurde nicht das Westgotenreich in Spanien durch die Franken erobert, sondern deren Herrschaft im heutigen Frankreich. Ersteres wurde – wie richtig im Text angegeben – erst 711 von den Mauren übernommen (genauer: in die Berge Asturiens und Kantabriens zurückgedrängt).

Unter "Geschichte: Neolithikum" wird behauptet, dass dieser Zeitabschnitt - verglichen mit Paläolithikum und Mesolithikum - eine "sehr kurze Periode" gewesen sei, was für ersteres zutrifft, für letzteres nicht. Leider ging man in diesem Abschnitt auch kaum auf die Bedeutung von Grabhügeln ein.

Trotzdem heißt es in "Geschichte: Bronzezeit", dass "wie im Neolithikum ... die Bestattungen überhügelt" worden seien, was in dieser Allgemeinheit nicht zutrifft. Außerdem wird behauptet, das Vogelmotiv sei neu in der Urnenfelderzeit. Es stammt jedoch mindestens aus der davor liegenden Hügelgräber-Bronzezeit und breitete sich danach lediglich stärker aus.

"Geschichte: Eisenzeit in Norddeutschland" beschreibt die ältesten Eisensfundstücke aus diesem Gebiet als "importierte Eisenschwerter" und datiert sie ins 7./6. Jahrhundert v. Chr. Jedoch fand man in Seddin (Nord-Brandenburg) zwei eiserne Nadeln, die in die Zeit um 900 v. Chr. gestellt wurden.

Unter "Geschichte: Völkerwanderungszeit" wird die Eroberung Roms durch den Herulerführer Odoaker im Jahre 476 erwähnt. Meines Wissens fand dieser eher innerstaatliche Umsturz bei Pavia und ohne größere Kriegshandlungen statt: der hunnisch-skirische Söldner- und Heerführer in römischen Diensten schickte seinen jugendlichen Kaiser mit hoher Sofortrente auf ein Landgut und übernahm die Staatsführung.

In "Völkerschaften: Glockenbecherkultur" heißt es, dass damals Kupfer als erstes Metall aufgekommen sei. Man fand es in Deutschland aber wenigstens schon aus der nach- oder spätrössener Bischheimer Gruppe, gefolgt von der Michelsberger und Baalberger Kultur,

ebenso in der Altheimer Gruppe, die zeitlich alle um einiges früher als die Glockenbecher lagen.

Unter "Völkerschaften: Germanen" wird behauptet, dass die Karolinger im Jahre 687 die Merowinger abgelöst hätten, was formal erst 751 geschah.

Im Abschnitt "Information: Quellen" findet man unter "5. Bronzezeit" zwar den Band 3 von H. Müller-Karpes "Handbuch der Vorgeschichte" (Kupferzeit), Band 4 (Bronzezeit) fehlt jedoch als Literatur-Angabe!

Das Begleitheft zur CD-ROM ist leider nicht eingebunden und daher für meine Vorstellungen etwas zu empfindlich. Es wirkt recht gut lesbar und veranschaulicht beispielhaft die Benutzung des CD-Programmes. Leider enthält es - wie die CD-Texte selbst - allerhand Fehler im Hinblick auf Rechtschreibung, Zeichensetzung und Zahlenangaben, was sich besonders verwirrend auf die Datierungen auswirkt, die auch innerhalb des Heftes und der CD-ROM erkennbar schwanken!

Es lässt sich also viel Kritisches anmerken, das allerdings ohne besondere Änderungen der Gesamtstruktur in einer dritten Auflage der Publikation behebbar wäre. Denn trotz allem handelt es sich meines Erachtens um eine Art stimmungsvolles, ja faszinierendes Gesamtkunstwerk, dessen Anhörung, Ansicht und Lektüre nicht nur das Wissen vertiefen, sondern auch einen Genuss auslösen mag, der dem Anspruch einer "virtuellen Reise" gerecht werden kann.

II. Die Iberer, hrsg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland / Bonn. Katalog zur Ausstellung vom 15. Mai bis 23. August 1998, Hirmer Verlag München 1998, ISBN 3-7774-7710-9. 392 Seiten mit vielen, zumeist farbigen Abbildungen; gebunden, mit Schutzumschlag; 98 DM.

Das monumentale Buch ist ein Gemeinschaftswerk zahlreicher spanischer, französischer und deutscher Wissenschaftler/innen. Es ist ein Musterbeispiel west- und mitteleuropäischer Grundlagenforschung, das die Bedeutung des rätselvollen Volkes der Iberer im Rahmen der europäischen Antike herausarbeiten möchte.

Vier verschiedene Vorworte, zwei Einleitungen und eine Einführung scheinen die ungewöhnliche Komplexität des Themas zu bestätigen (S. 12-38).

Sodann werden die Iberer inmitten ihrer antiken Nachbarn beschrieben, besonders in Verbindung mit phönizisch-punischen und griechischen Kolonisten, außerdem im Hinblick auf die keltischen Keltiberer (39-64).

Der darauf folgende Abschnitt geht auf die Forschungsgeschichte ein (65-91): Iberische Stämme waren in antiken Quellen seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. erwähnt worden. Die Auffindung der „Dama de Elche“ im Jahre 1897 löste ein vertieftes Interesse an ihnen aus und regte vor allem spanische und französische, aber auch deutsche Forscher zu weiteren Untersuchungen an. Leider erfährt man in dem entsprechenden Artikel von P. León (82-85) und auch im übrigen Text fast nichts über die Umstände bei der Entdeckung dieses wichtigen Fundstückes.

„Der iberische Raum und das Alltagsleben“ schließt sich an und bezieht sich vor allem auf politisch-soziale und staatliche Organisation, auf Architektur, Technik und Wirtschaft der Iberer (92-123). Bemerkenswert erscheint dabei, dass es wenigstens zwei verschiedene Grundstrukturen von Siedlungs-Großräumen gegeben zu haben scheint (sogenannte poly- und monozentrale Modelle).

Der Religion sind die Abschnitte „Totenkult“ (124-149) und „Heiligtümer“ (150-167) gewidmet, worauf ich unten näher eingehen möchte.

Sodann folgen ausführliche Untersuchungen über „Skulptur und Malerei“ (168-205), wobei die verschiedenen bis heute erkennbaren Kunstwerkstätten der Iberer beschrieben, aber auch Bezüge auf ihre gesellschaftlichen und religiösen Eigenarten dargestellt wurden.

„Schrift und Münzen“ heißt ein weiterer Abschnitt (206-231), in dem deutlich wird, dass die Schriftzeichen der Iberer zwar phönizisch-punisch und griechisch beeinflusst waren, aber zum Teil nicht nur Buchstaben, sondern auch Silben darstellen konnten. Obwohl über 1750 iberische Inschriften gefunden wurden, deren Wortlaut großteils lesbar zu sein scheint, ist die darin festgehaltene Sprache bis auf wenige Wörter heute noch unverständlich. Nach einhelliger Ansicht ist sie weder indogermanisch noch semitisch, auch nicht verwandt mit dem isoliert wirkenden Baskischen! Leider sind die wenigen mit einiger Wahrscheinlichkeit erschließbaren Wortbedeutungen in diesem Abschnitt und im Katalogteil ebenso verstreut wie mühsam auffindbar, weswegen ich sie hier aufzähle:

s'alir - 'Silber' (225); -sken - (Plural-Genitiv bei Stammesnamen; 227); ekjar - 'machte' (268f.); eban/teban - 'Sohn/Tochter' (283); iltir - 'Wolf' (296f.); ili - 'Stadt' (298); „-Yi“ - '-vater' (360).

Man hofft auf zukünftig auszugrabende zweisprachige Texte – Bilinguen, einerseits iberisch, andererseits griechisch, lateinisch, phönizisch-punisch, keltisch oder etruskisch - um Wortbestand und Grammatik dieser verschwundenen Sprache besser zu erfassen. Wir erfahren hier und in der anschließenden Zusammenfassung „Von Tartessos bis in die römische Zeit“ (232-245), dass sich iberische Kultur- und Schriftzeugnisse unter römischem Einfluss zunächst ausbreiteten um dann aber im Römisch-Lateinischen aufzugehen. Als Hinweise darauf, dass iberisches Bewusstsein die Römer überlebt haben könnte, erscheinen mir die Münzen der Stadt Barcelona, deren Inschriften zunächst „bar'keno“, in römischer Zeit „laiesken“ (Genitiv-Plural von „Laietaner“), unter den Westgoten (zwischen 429 und 711) dann „Barcino“ lauteten (295).

Mein mehrfacher Eindruck ist, dass die Lektüre des anschließenden Kataloges (246-361), in dem 352 Ausstellungsstücke beschrieben und abgebildet wurden, den Haupttext in unentbehrlicher Weise ergänzt. Dies trifft auch in hohem Maße auf die Bereiche von Kult und Religion zu, weil sich im Katalog viele Beobachtungen und Deutungen finden, die zuvor manchmal nur angerissen oder gar nicht erwähnt worden waren. Dies gilt etwa für Auspicien oder Orakel in Anwesenheit von Vögeln (263f., Nr. 39) - vergleiche auch im Glossar, S. 365: „Ornithomantia (Vogelschau)“ -, Lokalmynthen auf Münzen (293, II A; 300, IV A), die Vorstellung von einem Totenreich am Grunde des Meeres (317, Nr. 39) und die in Köpfe von geweihten Figuren eing Bohrten Gehörgänge (329, Nr. 236; 345, Nr. 299), was als „Dialog mit der Gottheit“ gedeutet wurde. Viele Weihefiguren (Votive) sind im Katalog einzeln beschrieben worden, wobei es sich oft um Adorant/inn/en handelt, welche nicht selten nach oben zu blicken scheinen.

Das nachfolgende Glossar (362-367) erklärt die meisten im Text verwendeten Fachbegriffe. Hingegen fehlt dort das auf S. 186 verwendete Wort „favissa“, welches allerdings S. 154 erklärt worden war - ähnlich wie der im Buch oft verwendete Begriff „Askos“ (Plural: Askoi), den wir nur im Katalog auf S. 269 (Nr. 52) erläutern finden. Völlig fehlen im Glossar die Fachwörter „Apoikie“ (58), „Falarica“ (144), „Victoriat“ (229) und „opus signinum“ (242). Auch besteht eine Neigung zur Benutzung von Fachbegriffen aus Architektur (Mezzaninkonstruktionen, Plinthe), Biologie (Bossen, Lefzen, Wamme) und natürlich aus der Archäologie, die sich aber mit Hilfe üblicher Nachschlagewerke klären lassen. Übertrieben erscheint mir auf S. 173 unten der Ausdruck „sensu lato“. Ein ungewöhnlicher Wortgebrauch liegt mit „Entfettungsmittel“ (270, Nr. 55) vor - anscheinend ist „Magerung“ von Keramik gemeint.

Insgesamt aber ist das Buch sehr sorgfältig bearbeitet: ich fand nur zwei Schreib- oder Druckfehler (195 unten; 282, Nr. 83)! Ab und zu jedoch widersprechen sich Texte - wohl wegen der vielen Verfasser: z. B. wird im Glossar (364) behauptet, man wisse nichts über den Inhalt der iberischen Kalathos-Zylindergefäße. Anders zuvor S. 204f., wonach man Honig- und (Trocken-?)Obst-Spuren in solchen Gefäßen gefunden hat (und vermutet, dass darin auch Nüsse und Fischsauce aufbewahrt worden sein könnten). Eine so bezeichnete, aber nicht

erklärte griechisch/iberische Bilingue auf Münzen (229) erscheint mir ohne weitere Informationen nicht nachvollziehbar. S. 357 (Nr. 340) ist in der Überschrift von einem Löwen-, im Text von einem Wolfskopf die Rede; nach S. 252 (Nr. 12) ist dabei anscheinend ein Wolfskopf gemeint. S. 292 wurden die verschiedenen Schekeleinheiten aufgezählt, worunter sich aber nicht das S. 293 (Nr. 128) dargestellte 1,5-Schekelstück befindet. Auch ist die Rückseite einer abgebildeten 2-Schekelmünze (292, Nr. 126) nicht ausreichend beschrieben worden. Auf S. 293 (II A) kann der Hinweis auf Katalog-Nr. 50 nicht stimmen, jedoch würde er auf Nr. 149 (298) zutreffen. Auf der Rückseite von Nr. 166 (302) ist nicht „IMONIO“ sondern „IMONIN“ erkennbar. Gemäß S. 288 wurde der Schatz von Morella 1877 „von Zobel“ veröffentlicht. Obwohl die umfangreiche Bibliographie (370-391) - ebenso der Copyright- und Fotonachweis (392) - ansonsten sehr sorgfältig wirkt, vermisst man dort den entsprechenden Hinweis auf diese Veröffentlichung.

Die Abbildungen möchte ich als in der Regel gut bis hervorragend beschreiben. Allerdings ist der Plan des Fundplatzes von Alorda Park auf S. 103 sehr klein beschriftet. Einige Inschriften auf Bleitafeln und Münzen sind leider kaum oder gar nicht erkennbar (Nr. 79, 1/2; 82; 83; 86; 120; 132). Trotz dieser insgesamt geringfügigen Mängel erreicht das Werk wahrscheinlich sein selbstgesteckte Ziel (S. 81 unten):

„Es geht darum, die vorsichtigen Versuche der Vergangenheit und die vielversprechenden Perspektiven unserer Tage in Einklang zu bringen, um die Bedeutung und den Stellenwert der iberischen Kultur ermessen zu können.“

Darüber hinaus ist es anscheinend die einzige Veröffentlichung in deutscher Sprache, welche solch eine Bandbreite der mit den Iberern verbundenen Befunde darstellt. Dadurch ist das Buch, welches auch in spanischer und französischer Sprache erschien, ein unentbehrliches Standardwerk für alle, die sich umfassend mit der iberischen Kultur und Zivilisation des 7. bis 1. Jahrhunderts v. Chr. beschäftigen möchten!

III. Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur, hrsg. v. Günther Wieland, Stuttgart 1999, Theiss Verlag, ISBN 3-8062-1387-9. 221 Seiten mit 82 Schwarzweiss-Abbildungen, 16 Farbtafeln und einer Übersichtskarte; gebunden, mit Schutzumschlag; 79 DM.

Verfasst wurde das archäologische Fachbuch durch eine Gruppe von 16 Autor/inn/en aus Deutschland, Frankreich und Tschechien.

Der Herausgeber unterteilte es in drei grosse Abschnitte:

Einführung und Forschungsstand (I), Einzelaspekte (II), Katalog (III).

Abschnitt I (S. 9-20) zeigt bereits die wechselhafte Deutung der vor allem in Süddeutschland und Tschechien verbreiteten sogenannten Viereckschanzen aus spätkeltischer Zeit (2./1. Jh. v. Chr.):

Glauten die Forscher vor knapp 170 Jahren noch an römische Befestigungs-Anlagen, wurde vor genau 100 Jahren erstmals durch K. Schumacher in Gerichtstetten (heute zu Hardheim, Neckar-Odenwald-Kreis gehörig) eine richtige Datierung in die Spätlaténezeit vorgenommen. Nach wie vor dachte man an Befestigungen, was P. Reinecke 1910 zur Bezeichnung "Viereckschanze" führte (12). Man wüsste vielleicht auch gerne, wo Reinecke diesen Begriff einführte, wozu sich aber leider kein Hinweis im Literatur-Verzeichnis findet.

Solche sehr wahrscheinlich unbeabsichtigten Mängel fand ich an fünf weiteren Stellen, in denen Literatur-Abkürzungen stehen, die jedoch nicht im Verzeichnis aufzufinden waren:

S. 32 (Paret 1934), 142 (Dauber 1947), 145 (Krause/Wieland 1994), 149 (Schiek 1984), 186 (H.-J. Kellner).

Erst seit 1931 wurden die spätkeltischen Anlagen - erstmals in einem Aufsatz von F. Drexel - als Heiligtümer angesehen, wofür es zwar einige Anhaltspunkte gab, die sich aber nicht als zwingend erwiesen. Trotzdem herrschte diese Ansicht seit etwa 1960 deutlich vor, weil man

tiefe Schächte - angereichert mit organischen Resten - ebenso Tempelbauten ähnliche Gebäudereste innerhalb der Anlagen fand und als kultischen Ursprunges auffasste. Die Schächte haben sich seit Ende der 1970er Jahre als verfüllte Brunnen erwiesen, die Gebäude ließen eindeutige Kultspuren bislang vermissen. So glaubt man heute an eine Mischfunktion solcher Anlagen. Das Buch verdeutlicht, dass viele dieser Denkmäler in den letzten Jahren durch Luftbildaufnahmen entdeckt wurden.

Im Abschnitt II (21-120) sind genaue und mit Beispielen belegte Darstellungen der am wichtigsten erscheinenden, bisher gemachten Befunde und Funde aus Viereckschanzen enthalten:

In Fellbach-Schmidlen (Rems-Murr-Kreis) fand man nicht nur Teile eines oder zweier mutmaßlicher, zerbrochener Kultbilder in einem Brunnen, sondern auch eine starke Verfüllung mit Stallmist - beides eher Zeichen gewaltsamer Zerstörung als von Opferhandlungen!

Die meisten Funde und Befunde aus den Schanzen selbst und aus ihrem Umfeld weisen große Ähnlichkeiten mit den auch sonst bekannten aus etwa zeitgleichen Siedlungen auf.

Trotz äußerlicher Ähnlichkeiten unterscheiden sich diese süd-mitteuropäischen Denkmäler offenbar deutlich von den in Nordwestfrankreich ergrabenen Heiligtümern.

Der Herausgeber fasste alle wahrscheinlichen Funktionen der Viereckschanzen zusammen (119), worunter wir auch "Stapelplatz für gemeinsame und wichtige Güter" finden. Leider wurde dieser Aspekt im Buch nicht herausgearbeitet. Man könnte ihn vielleicht aber aus drei Hortfunden im Bereich solcher Anlagen erschließen (56). Bisweilen entdeckte man Luxusgüter, die darauf hinweisen, dass Viereckschanzen gewisse wirtschaftliche, politisch-soziale und wohl auch kultisch-religiöse Zentrums-Funktionen besessen haben mögen.

Abschnitt III (121-208) behandelt 24 ausgewählte Fundstellen, dargestellt von ihren bisher letzten Bearbeiter/inne/n:

Dieser Katalogteil erscheint mir durchaus interessant geschrieben. In den meisten Fällen konnte ich mir die Befundlage gut vorstellen. Auf S. 143f. wurden jedoch die Gebäude B und C zum Teil miteinander vertauscht (144, Spalte 2, Absatz 2). In der Abbildung auf S. 147 fehlt die Bezeichnung des Gebäudes H, von dem S. 148 (Sp. 2) die Rede ist. Der Begriff "Büschelquinar" (186, Sp. 1) müsste meines Erachtens eigentlich erläutert werden.

Kurzbiografien der Autor/inn/en (209f.), eine „Liste der obertägig sichtbaren oder durch Grabungen untersuchten Viereckschanzen“ (211-216) und die „Literatur“ (217-221) schließen sich an.

Druck-, Grammatik- und Rechtschreibfehler, die ich hier nicht einzeln auflisten möchte, halten sich mit etwa einem Dutzend durchaus im Rahmen und entstellen nicht den Textsinn.

Die Qualität der Abbildungen und Farbtafeln kann als gut bis sehr gut eingestuft werden. Es handelt sich dabei um Fundfotos und -zeichnungen, Grabungsfotos und -pläne, Kartierungen, Lagepläne, Luftbildaufnahmen, Rekonstruktionen, Schemata und Tabellen.

Insgesamt ist es wohl das bisher bedeutsamste Werk zum Thema - eine Frucht aufwendiger Untersuchungen der vergangenen Jahre. Es wurden neue Kenntnisse über die Komplexität vorrömischer Siedlungen und Wirtschaftsweisen gewonnen und wir lernen dadurch vielleicht den Aufbau der späteren römischen Besiedlung Süddeutschlands besser verstehen.

Dieser wissenschaftliche Fortschritt erscheint mir begrüßenswert und harret nun der für unsere Zeit geeigneten Umsetzung in den Bereichen von Bildung und Erziehung ...

Buchbesprechung in Adoranten 2000/2001, S. 89-91 (Internet: www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensjoner – Reviews, Adoranten 2000, S. 89-91 - 2001)

-

Michael Müller-Wille, Opferkulte der Germanen und Slawen, Stuttgart 1999, Theiss Verlag, ISBN 3-8062-1443-3; ISSN 0176-8522. Sonderband der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“ mit 102 Seiten und 109 zumeist farbigen Abbildungen; gebunden mit Schutzumschlag 49,80 DM; als Lizenz-Ausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt: 34 DM (B 14589-5); als kartonierte Sonderausgabe: 19,80 DM.

M. Müller-Wille, jetzt Professor für Ur- und Frühgeschichte in Kiel, ist mir noch aus meiner Studienzeit in Mainz (Sommer 1977) bekannt. Bei ihm belegte ich mein erstes Seminar in diesem Fach. Seine Arbeitshaltung ist von großem Fleiß und Genauigkeit geprägt, so dass es ihm gelang eine große Menge von Belegen auszuwerten und in Kurzform darzustellen.

Schon im Vorwort des Bandes (Seite 7f.) wird dessen Titel relativiert, denn das Thema „Opferkulte“ findet man von der Jungsteinzeit bis zum Hoch-Mittelalter für Norddeutschland, Dänemark, Schweden bearbeitet und dargestellt. Dabei wurde die Literatur bis zum Erscheinungsjahr berücksichtigt! Gleich zu Beginn nahm er Bezug auf Alfred Haffners 1995 in der gleichen Reihe erschienene Veröffentlichung über „Heiligtümer und Opferkulte der Kelten“, die ich in Adoranten 1998, S. 83-85 besprach: Müller-Wille bearbeitete nun den Nachbarraum des keltischen Gebietes.

Archäologisches Interesse an kultisch-religiösen Fragen taucht anscheinend immer wieder einmal auf und führt hernach wieder ein eher verborgenes Dasein. Dies zeigt auch die auf S. 94 zusammengestellte Liste von Tagungsbänden, welche den Beginn des Literatur-Verzeichnisses markiert. Demnach gab es 1983-85 einen Höhepunkt an religionsarchäologischen Tagungen, wobei jährlich je eine in Deutschland und Skandinavien stattfand. Bereits im Vorwort stellte der Autor fest: „Seen, Flüsse, Moore, feuchtes Gelände sind jene Stellen, die bevorzugt zur Vollendung des Opfergeschehens aufgesucht wurden.“ (S. 7)

Das Kapitel über die Jungsteinzeit (S. 9-15) bezieht sich vor allem auf die damals in der „Opferlandschaft“ Südschweden üblichen Gefäßopfer in Feuchtgebieten, darunter auch „heilige Quellen“. Aus solchen Gefäßen und ihren Umgebungen gibt es Spuren von „heiligen Mahlzeiten“, insbesondere Tierknochen, die wahrscheinlich zur Markentnahme gespalten worden waren. Dies hatte bereits C. J. Becker festgestellt (S. 9f.). Einige der Opferplätze zeigten eine Kontinuität von etwa 4000 Jahren – bis hin zur Christianisierung (S. 10).

Unter den Funden aus dem Bereich der jungsteinzeitlich bis vermutlich kaiserzeitlich genutzten Opferquelle von Roekillorna („Rote Quellen“) in Südost-Schonen fielen die ungewöhnlichen Pferde- und Hundeknochen auf, aber auch solche von Menschen (S. 11-14); - Menschenopfer sind für das 4./3. Jahrtausend wahrscheinlich! Für diesen so wie auch für andere Fundorte gilt: Trotz gelegentlicher Unterbrechungen wurde der Kultplatz nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten wieder als solcher benutzt (also Traditions-, aber nicht Opfer-Kontinuität).

Beim mittelschwedischen Skogsmossen („Waldmoor“) enthielt der Bereich eines Opfertümpels im Vergleich zu der angrenzenden frühneolithischen Siedlung einen erhöhten Anteil verzierter Keramik (S. 14f.).

Die ältere und jüngere Bronzezeit wurde hauptsächlich im Hinblick auf ihre weit verbreiteten Metallhorte betrachtet (S. 17-23), wobei der Begriff „Heilige Täler“ wieder Opferlandschaften meint.

Viel detaillierter wurden Befunde der Spätbronzezeit und vorrömischen Eisenzeit ausgeführt (S. 24-40): Holzidole, Moorleichen, Tiere und verschiedene andere Opfer-Kategorien finden wir getrennt besprochen, wobei der Bootopfer-Komplex von Hjortspring/Dänemark eine besondere Darstellung erfuh.

Warum aber Müller-Wille auf S. 35 drei Opferplätze der römischen Kaiserzeit als Beispiele für Gefäßopfer in diesem Kapitel abhandelte, erklärte er leider nicht. – War es Absicht, weil die späteren Plätze ihm die früheren am besten zu erklären vermochten, oder nur ein Versehen?

Schwerpunkt seines Kapitels über die römische Eisenzeit (S. 41-63) ist die Opferung von Heeres-Ausrüstungen, was uns einmal mehr die Grausamkeit und kriegerische Grundeinstellung des „germanischen“ Zeitalters belegt. Doch muss auch auf dessen ergebene Religiosität hingewiesen werden, die offensichtlich Kriegsgeschehen und Politik weitgehend durchdrang.

Der auf S. 45 verwendete Begriff „Ringbrünnen“ findet sich leider nicht in gewöhnlichen oder archäologischen Lexika und müsste deshalb meines Erachtens erläutert werden.

Auf S. 56f. (Abb. 62-64) ließ Müller-Wille gleich dreimal das Prunkortband von Nydam (II) abbilden, wobei der Nutzen von Abb. 63 nicht ersichtlich ist. Vermutlich hat den Autor die Ästhetik des Stückes fasziniert.

S. 60 hätte man die im Text erwähnten Tieropfer des 5. Jahrhunderts v. bis 3. Jh.s n. Chr. aus Skedemosse/Öland etwa in Abb. 69 kartieren sollen oder aber erklärt, warum dies nicht möglich sei. Das wäre wichtig gewesen, weil jene Fundgruppe den Beginn des Opfergeschehens markiert, aber nicht bis zu dessen Ende im 6. Jh. durchläuft. Hingegen finden wir S. 62 (Abb. 71) die Kirchen in der Umgebung von Skedemosse kartiert, ohne dass im Text Bezug auf die geografischen Zusammenhänge genommen wurde.

Sehr nützlich erscheint mir die allgemeine Übersicht für Süd-Skandinavien in Abb. 72 auf S. 63: Demnach vollzog sich im 5.-7. Jh. ein allmählicher Übergang vom feuchten zum trockenen Opfermilieu und im 10./11. Jh. vom Menschenopfer zum Gottesdienst in Kirchen. „Bestattungsoffer“ waren anscheinend auf den älteren Teil des 5. Jh.s beschränkt und somit eine sehr kurzlebige Kategorie. „Kriegsbeuteopfer“ verzeichnete Müller-Wille bis zur zweiten Hälfte des 6. Jh.s und „Fruchtbarkeitsopfer“ bis um 700. Im folgenden Kapitel aber (S. 78f.) wies er darauf hin, dass man unter den Funden vom Tissø („Tyr-See“) auf Seeland Waffen aus der Zeit bis etwa 1100 als Gewässer- oder Mooropfer barg – „eine Sitte, die auch an anderen Stellen in Dänemark belegt werden kann.“ Dies scheint ein Gegensatz zu den vorher gemachten Aussagen zu sein!

Die nachrömische Eisenzeit Nordeuropas (S. 64-73) war anscheinend gekennzeichnet durch Opferungen menschengestaltiger Bildchen von wahrscheinlich als göttlich verehrten Wesenheiten, die man bevorzugt auf Goldbleche prägte. Man brachte diesen offenkundig auch Gold in anderen Formen dar und benannte Opferstätten nach Odin, Thor, Tyr, Njord, Frøy, Frøya oder übergreifenden Begriffen wie „Gud“ (Gott), „Hellig“ (Heilig) und „Vi“ (Geweihetes). Solche geografischen Namen sind bis heute vorhanden.

Ein kleiner Formulierungsfehler existiert auf S. 70, 3. Absatz, im ersten Satz, wo es wohl heißen sollte: „... Halsringe ähnlicher Art wie *bei der* Statuette ...“.

S. 72 wurde im ersten Abschnitt auf Abb. 85 (Mitte) Bezug genommen, wo „die Mythe von der Opferung Balders“ dargestellt sei. Hierzu hätte man gerne mehr erfahren - zumal sich dabei eine kurze Runeninschrift befindet.

Mit der Wikingerzeit (S. 74-80) trat verstärkt schriftliche Überlieferung auf. Menschen- und Tieropfer waren noch immer üblich; die „Tempel“ von Gamla Uppsala und Lejre wurden auf Grund ihrer Verbindung mit den Sitzen mächtiger Herrschergeschlechter besonders bekannt.

Nach der Christianisierung Süd-Skandiavien im frühen 11. Jahrhundert waren in Nordost-Deutschland noch die vorchristlich-slawischen Stammes-Religionen vorhanden (S. 81-89). Ihre Heiligtümer, Tempel und Vorstellungen sind uns teilweise aus mittelalterlichen Chroniken überliefert, andernteils auch ergraben, letzteres z. B. bei Groß Raden am Sternberger See in Mecklenburg. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts hatte die „christliche“ Mission zum Teil gewaltsame „Erfolge“ gegen die slawischen Glaubensformen zu verbuchen. Es gab aber anscheinend (und dies sei hier ergänzt) - wie zuvor bei den Germanen - im slawischen Adel Persönlichkeiten, welche sich von der größeren geistigen Kraft des Christentums überzeugen ließen, auch wenn dieses in vielen Aktionen nicht sonderlich geistig aufgetreten sein mochte (Unterschiede zwischen Worten und Taten!).

Bei der Aufzählung slawischer Opferzentren lässt sich S. 81 wohl zusätzlich der Ort Röbel/Müritz (Mecklenburg) anfügen, wo es Anzeichen dafür gibt, dass einst an Stelle der heutigen St. Marien-Kirche eine Tempelanlage stand.

Eine verhältnismäßig gut erhaltene menschengestaltige und etwa lebensgroße Holzfigur des 6. Jahrhunderts von (Alt-)Friesack/Havelland (Brandenburg) wurde nicht im Buch erwähnt, obwohl der Autor sie auf S. 81-84 sinnvoll hätte einbeziehen können. Leider scheint die frühslawische Zeit des 6.-8. Jahrhunderts in Müller-Willes Darstellung überhaupt etwas zu kurz gekommen zu sein. Schließlich verursachte vermutlich ein Computer-Trennprogramm auf S. 87 unten die humorige Trennung „Kul-torte“.

Für die um Gerechtigkeit bemühte Einstellung des Autors sprechen die detaillierte Danksagung (S. 91) ebenso wie der Bild- und Quellennachweis (S. 92f.). Ein ausführliches, gut gegliedertes Literatur-Verzeichnis (S. 94-100) und das kurze (Orts-)Register runden den Band ab.

Wem der Preis des informativen, lesenswerten und reich bebilderten Werkes zu hoch erscheinen sollte, sei auf die preisgünstigeren Sonderausgaben hingewiesen, die hoffentlich noch im Handel zu haben sind.

www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensjoner – Reviews, Adoranten 2001, S. 1-4 (2002)

Richard Rudgley, Abenteuer Steinzeit. Die sensationellen Erfindungen und Leistungen prähistorischer Kulturen. Aus dem Amerikanischen übertragen von Einar Schlereth, Wien 2001; Kremayr & Scheriau, ISBN 3-218-00688-0; 448 Seiten mit 28 Schwarzweiß-Fotos im Tafel- und 40 Schwarzweiß-Abbildungen im Textteil, gebunden, farbiger Schutzumschlag; Preis: 23,52 Euro.

Der Anthropologe R. Rudgley arbeitet derzeit im Pitt Rivers Museum in Oxford und möchte mit seinem Buch offenbar die Weichen für eine weitere Erforschung der menschlichen Urgeschichte neu stellen. Die Original-Ausgabe seines hier besprochenen Buches war 1998 in London unter dem Titel "The Lost Civilisations of the Stone Age" erschienen und anscheinend zum Bestseller aufgestiegen. Auch in deutscher Sprache handelt es sich um ein kenntnis- und lehrreich geschriebenes, spannendes Buch. Es mag nicht nur Interessierten, sondern - gerade wegen seiner etwas provozierenden Art - ebenso ausgebildeten Archäolog/inn/en usw. empfohlen werden. Letztere sollten in den kommenden Jahren alle darin enthaltenen Beobachtungen sorgfältig überprüfen!

Bereits in seiner Einleitung ("Die Zivilisation der Barbaren"; Seite 7-27) stellte Rudgley den zivilisatorischen Fortschritt unserer Zeit in Frage: ob man nicht während der Steinzeit in gewissen Bereichen mehr Achtung vor anderen Menschen hatte als heute? Ähnlich sei es mit der Pietät gegenüber Verstorbenen und der weltweiten Entwicklung der menschlichen Gesundheit bestellt.

Im weiteren Verlaufe seiner Darstellungen verfolgte er immer die ältesten Spuren seiner Untersuchungs-Gegenstände. Trotzdem datierte er eigenartiger Weise von Menschen bearbeitetes Kupfer ans Ende des Neolithikums (S. 24), obwohl solches bereits aus dessen Frühzeit belegt ist (um 9500 v. Chr. aus Shanidar/Irak).

S. 25f. ging er kurz ein auf die von John R. Cole ziemlich missverständlich als "Kultarchäologie" bezeichneten fantasiereichen 'Herleitungen' des Ursprunges irdischer Zivilisationen auf Außerirdische oder angebliche Flüchtlinge von Atlantis.

Rudgley erklärte Absicht hingegen ist es zu zeigen, "dass alle Elemente der Zivilisation - Schrift, wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Praxis, medizinisches Wissen, Technologie und Kunst - in der Steinzeit vorhanden waren." (S. 27)

Im Kapitel I (S. 28-61: "Steinzeitzivilisationen") nennt er auch Konfliktthemen der Forschung: Urmonotheismus; Anthropomorphisierung von Gottes-Vorstellungen schon vor dem 4. Jahrtausend v. Chr.; Wandel von der Darstellung schwangerer Frauen zur ‚Göttin‘; Frage des Verhältnisses von Matriarchat/Mutterrecht/Patriarchat.

Er griff anschließend die bedeutsame Frage nach dem Alter der japanischen Dschomon-Keramik und deren Verwandten in Ostsibirien und China auf (S. 51-60), das bis um 11.000 v. Chr. zurück reichen könnte. Zwar werden diese Kulturen im Allgemeinen als ‚rückständig‘ angesehen, hatten aber anscheinend auch erstaunliche ökologische Fähigkeiten (S. 57-60).

Im II. Kapitel ("Die Muttersprache"; S. 62-82) stellte er die universal-sprachlichen Hypothesen Merrit Ruhlen, Joseph Greenbergs und Aron Dolgopolskys dar, wobei 17 Sprachgruppen weltweit erschlossen wurden. Aus Wortwurzel-Vergleichen kann man dabei eine "protoglobale" Sprache rekonstruieren, deren Alter etwa 40.000 Jahre zurück reichen könnte. S. 73 bezeichnete er irrtümlich "die jungpaläolithische Periode" als "den jüngsten Abschnitt der Steinzeit". Spätestens ab hier fällt auch eine unserer Zeit vielleicht sogar entsprechende Mischung aus alter und neuer deutscher Rechtschreibung auf, die der Übersetzer wählte: z. B. durchgängiger Gebrauch von "dass", aber alte Zeichensetzung. S. 75 wurde beim Wortvergleich das schwedische "mag" für 'Schwiegersohn' entstellt, ebenso 76 irrtümlich "Rektrum" statt 'Rektum'.

Kap. III (S. 83-98: "Ein neuer Rosetta-Stein") handelt von der Entwicklung der Schrift aus den "tokens" Das sind Tonplastiken, die zu zählenden Gegenständen entsprechend geformt und bis frühestens 8000 v. Chr. zurück datiert wurden. Sie ermöglichten anscheinend über fünf Jahrtausende lang Wirtschafts-Aufzeichnungen im Bereich des 'Fruchtbaren Halbmondes'. Ein beschrifteter Tonbehälter aus Nuzi, welcher die der Inschrift entsprechenden "Zählmarken" enthielt, wurde von der Entdeckerin dieser Zusammenhänge als Entsprechung zum ägyptisch-griechischen Rosettastein angesehen, der einst zur Entzifferung der Hieroglyphen führte. S. 83 und 86 benutzte der Übersetzer den Anglizismus "kuneiform" für 'keilförmig, keilschriftlich'. Bereits gegen Ende dieses Kapitels stellte Rudgley die Frage nach möglichen paläolithischen Belegen für Zählsysteme (S. 95-98).

Im Kap. IV ("Die Zeichen des alten Europa: Schrift oder Vorläuferschrift?" S. 99-120) behandelte der Autor hauptsächlich die Zeichen der rumänischen Vinca- und der bulgarischen Karanovo-Kultur, wobei er die umstrittenen Thesen von Marija Gimbutas und Harald Haarmann zur Entwicklung seit dem 6. Jahrtausend v. Chr. referierte. Interessant erscheint, dass etwa ein Drittel der Vinca-Zeichen später in der kretischen Linear A-Schrift auftauchten und fast die Hälfte von deren Zeichenvorrat ausmachen. Man hat hier an Kultur-Übertragung durch eine Art Völkerwanderung gedacht. Leider ist in diesem Kapitel der Ortsname Vinca durchgängig als "Vina" verschrieben - nur in der Bibliografie finden wir ihn einmal korrekt wiedergegeben (S. 437). Mit drastischen Worten beschrieb der Autor, was geschähe, "wenn die alteuropäische Schrift zweifelsfrei bewiesen würde. Es würde nichts weniger als den Zusammenbruch der gegenwärtigen Vorstellung von Zivilisation bedeuten." (S. 119f.)

"Die paläolithischen Ursprünge der Schrift" sind das Thema von Kap. V. (S. 121-142), wobei es um die Frage nach der Bedeutung von mittlerweile Millionen belegter Zeichen symbolischer Art aus dem Jung-Paläolithikum geht. Dabei wurde gezeigt, dass 89 dieser Zeichen auch innerhalb verschiedener früher Schriftsysteme wiederkehren. Dass es darüber hinaus schon so etwas wie Markierungen gab, die Informationen in Form von Kerben usw. enthielten, scheint so gut wie sicher zu sein (Merkhilfen: AMS = Artificial Memory Systems).

Als "Paläowissenschaft" (Kap. VI; S. 143-173) bezeichnete Rudgley die aus den steinzeitlichen Werkzeugen und Merkhilfen erschließbaren Kenntnisse des Messens und Zählens. Letzteres wird in der Übersetzung als "Fünfer-Zwanzig-System" bezeichnet, denn

”die Summe der Finger einer Person war die Einheit zwanzig” (151), wobei doch wohl die Zehen einzuschließen waren! Auf der gleichen Seite werden die ”Jukagirisch” erwähnt, welche im Deutschen ‘Jukagiren‘ heißen müssten (Anglizismus?). Weiterhin scheinen aus dem Jung-Paläolithikum astronomische Beobachtungen bis hin zur Nutzung kombinierter Mond-Sonne-Zyklen erschließbar. In den folgenden Kapiteln finden wir hier anknüpfende Gedanken vertieft: ”VII. Von Fußspuren und Fingerabrücken” (174-188), behandelt vorwiegend Jagdtechniken, aus denen vermutlich grundlegende Methoden für die spätere Wissenschaft entstanden - auch für die Vorgeschichtsforschung, die mit ähnlich bruchstückhaften Daten arbeiten muss wie ein Verfolger von Tierspuren. ”VIII. Unter dem Messer” (189-203) handelt von Anatomie-Kenntnissen bei Jägervölkern, die ähnlich wie im folgenden Kapitel bis in manchmal unappetitliche medizinische Details hinein beschrieben wurden. Innerhalb ”IX. Steinzeitchirurgie” (204-229) befindet sich auch der Tafelteil des Buches. S. 226 wurden bei der Übersetzung die Anglizismen ”alkaliner/n” statt im Deutschen üblich ‘alkalischer/n‘ verwendet. Es folgt ”X. Pyrotechnologie” (230-248) zur Bedeutung des Feuergebrauches, wo die Schreibung ”Stalakmiten” (statt Stalagmiten, 235) und der Trennversuch für das untrennbare Wort ”Schok-ks” (246f.) auffallen. ”XI. In die Tretmühle” (249-268) handelt von sehr unterschiedlichen Errungenschaften zur Erleichterung des Alltages. In ”XII. Der Bergbau der Steinzeit” (269-281) würde man sich auf S. 271f., 273f. und 276f. eine Erklärung des angeblichen Bergbaubegriffes ”Schramme/n” wünschen, die dann erst 280 nebenbei nachgeholt wurde. Es handelt sich dabei aber offenbar um eine falsche Wortwahl im Deutschen: Singular ”Schram” und Plural ”Schräme” wären laut Duden richtig. S. 271 wird englischer Bergbau im ”jüngeren Neolithikum ... (um 1800 v. Chr.), ... bis in die frühe Bronzezeit” erwähnt, obgleich im Allgemeinen dort um 1800 v. Chr. die Frühbronzezeit begann. Noch merkwürdiger erscheint die angebliche damalige Verarbeitung von Flint zu ”Faustkeilen” (272), die eigentlich ins Alt- und Mittel-Paläolithikum gehörten: vielleicht hätte da ‘Feuersteinäxten‘ übersetzt werden sollen. Erst 1987 wurden in Ägypten Belege für jung- und sogar mittel-paläolithischen Bergbau gefunden (279-281).

Kap. XIII behandelt ”Ocker – das Blut der Erde” (S. 282-294): Schon seit dem Alt-Paläolithikum (288f.) wurden gelblich-bräunlich-rötliche Eisenerze gesammelt oder abgebaut, bearbeitet und benutzt - vermutlich als antiseptisch-blutstillende Medizin, Farbe (zunächst Körper-, später Steinbemalung), Hautschutz- und Gerbmittel, schließlich für Rituale. S. 286f. finden wir ”Mangan”-Stücke erwähnt, die in der Natur aber nicht vorkommen und wie auf S. 290 aus Mangandioxid bestehen müssten. Laut S. 288 blieb Ocker ”auch im frühen Altpaläolithikum gefragt”, womit aber gewiss das frühe Jung-Paläolithikum gemeint sein sollte. Die Verwendung des Wortes ”Ausgraber” – mit a statt ä geschrieben – auf S. 288, 360f. und 375 könnte durch Textübertragung per E-Mail oder einen merkwürdigen Anglizismus bedingt sein.

Für unsere Leser mag vielleicht ”XIV. Venusfigurinen – Sexobjekte oder Symbole?” das interessanteste Kapitel sein (S. 295-319). Nach Erörterung des Themas von allen Seiten kam der Autor zur Schlussfolgerung, dass ”der weibliche Körper eines der verbreitetsten und kunstvollsten Bildnisse der frühen Steinzeit ... und ein Symbol für die verschiedenen Naturkräfte und die verschiedenen Aspekte der Kultur war” (319).

”XV. Der Gesang der Stalaktiten” (320-331) handelt von Klang- und Musik-Instrumenten, deren Gebrauch bis ins späte Mittel-Paläolithikum zurück gehen könnte. Für das nachfolgende Zeitalter sind sie gut belegt. Auch die Existenz von ”Lithophonen” (Abbé Glory) - geschmückte Höhlen des Jung-Paläolithikums mit natürlichen ”Schlagzeugeigenschaften” - wurde von einigen Forscher/inne/n vertreten und durch Experimente als durchaus möglich erhärtet (326-328).

In Kap. XVI. befasste sich Rudley mit auffälligen Naturbildungen, die bereits im Alt-Paläolithikum das Interesse von Hominiden auf sich zogen. Sie waren ”Die ersten Fossilienjäger” (332-355). Dabei ist das natürlich entstandene ‘Gesicht‘ auf einem Stein aus

einer 2-3 Millionen Jahre alten Australopithecus-Fundstelle Südafrikas wohl der verblüffendste Fund dieser Art (Tafel 28 u. S. 336f.). Es geht in diesem Kapitel um den Sinn der frühen Hominiden für Ungewöhnliches und Schönes, um die Verwendung tierischer und pflanzlicher Teile bei Bestattungen des mittleren Paläolithikums, schließlich um gegenseitige Verantwortung und Verbundenheit, die sich aus der dabei angewandten Sorgfalt und Ästhetik für jene Zeit erschließen lassen.

”XVI. Die vier Knochen von Bilzingsleben” (Deutschland; S. 356-370) sind mehrfach in regelmäßigen Abständen gerillt – also verziert oder markiert - und belegen nach Ansicht der Ausgräber (Ursula und Dietrich Mania) Gefühl für Symmetrie bereits im Alt-Paläolithikum. Vergleichbare Funde stammen aus Tschechien und Frankreich!

Etwas missverständlich lautet Kap. ”XVII. Götzenbilder aus dem Heiligen Land” (371-381), denn hier geht es um je ein Anfang der 1980er Jahre wissenschaftlich ergrabenes Fundstück des Mittel- bzw. Alt-Paläolithikums aus dem Golangebiet. Das erstere ist kompliziert mit Halbkreisen und Linien verziert, letzteres wurde als ”Berekhat-Ram-Figurine” bekannt und stellt eine durch Hominidenhand ergänzte natürliche ‘Frauenfigur’ dar. Abgesehen davon, dass auf der Mitte von S. 378 ein Relativsatz ohne Komma und 380 das Wort ”Ignoraten” (statt: Ignoranten) präsentiert werden, finden wir hier ein Zitat, das in geeigneter Weise die Meinung Rudgleys zusammenfasst:

”Viele der so genannten Erfindungen der ‘Zivilisation’ haben sich als neolithischen Ursprungs erwiesen; vieles von dem, was einst der neolithischen Revolution zugeschrieben wurde, stammt eindeutig aus dem Jungpaläolithikum; ‘Erfindungen’ und Fortschritte gegen Ende des Jungpaläolithikums gab es bereits zu dessen Beginn; und die menschliche Revolution vor etwa vierzigtausend Jahren – der behauptete Ursprung der Kunst, der Religion, der Sprache und der Kultur selbst – hat ihre kulturellen Wurzeln tief in der mittel- und sogar der altpaläolithischen Periode.” (380f.)

Das Abschluss-Kapitel ”XIX. Steine der Morgenröte oder falsche Dämmerung?” (382-414) dreht sich um das früheste fassbare Auftreten der Hominiden in den verschiedenen Erdteilen, wobei das Erkennen der ältesten Steingeräte eine besondere Herausforderung an die Forscher darstellt.

In einem ”Nachwort” fasste Rudgley seine Ergebnisse auf wenigen Seiten zusammen (415-419), woraus ich folgende Worte entnehmen möchte:

”Der Prozess der Korrektur der Chronologie der kulturellen Ereignisse führt zwangsläufig zu dem Schluss, dass die gegenwärtige Einteilung in Geschichte und Vorgeschichte nicht so zuverlässig ist, wie es aussieht. ... Nichtsdestoweniger werden die archäologischen Entdeckungen der Zukunft zweifellos viele neue Tore aufstoßen ...” (419).

Danksagung (420), eine Liste der Abbildungen im Tafel- (421f.) und im Textteil (423), Bildnachweis (424f.), Bibliografie (426-437), Orts- und Sach- (438-445), endlich ein Personen-Register (446-448) machen das Buch den Benutzer/innen/n freundlicher und genügen wahrscheinlich rechtlichen bzw. wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf.

Im Hinblick auf farbige Abbildungen sind wir wahrscheinlich etwas verwöhnt, denn auch die gebotenen Schwarzweiß-Zeichnungen und –Fotos erfüllen den ihnen zugeordneten Zweck durchaus.

Adoranten 2003/04, S. 98-100

Bernhard Maier, Die Religion der Germanen. Götter - Mythen -Weltbild, München 2003, Verlag C. H. Beck; ISBN 3-406-50280-6; 206 Seiten mit 7 Schwarzweiß-Abbildungen; Leineneinband, Schutzumschlag mit je einem Farbfoto auf Vorder- und Rückseite; 24,90 Euro.

Der Autor lehrt in Bonn Vergleichende Religionswissenschaft und ist derzeit ein gefragter Radio-Interviewpartner, wenn es um Fragen germanischer oder keltischer Religion geht.

Sein neues Buch verkörpert eine kenntnisreich mit Hilfe von zahlreichen Quellen aufgebaute "einführende, zusammenfassende Gesamtdarstellung" des Themas (Vorwort, S. 7).

Die durchgängige Verwendung der alten deutschen Rechtschreibung zeigt einmal mehr den heftigen Widerstand deutscher Akademiker gegen die kraft Gesetzes in Deutschland eingeführte neue Rechtschreibung - ob nun berechtigt oder nicht, sei dahin gestellt.

Immer wieder beschäftigte Maier die Frage, was denn aus der vor Allem mittelalterlichen Überlieferung der Länder mit germanischen Sprachen wirklich vorchristlich sei, weshalb er stets mögliche christlich-jüdische Einflüsse auf diese Literatur-Erzeugnisse erwog, wenn dazu Verdachtsgründe existieren.

Ein weiterer Schwerpunkt war für ihn der Germanenbegriff als solcher: Was davon entspricht tatsächlich antiker Realität, was wurde durch frühere oder spätere Vorurteile hinein getragen und anschließend in populäre Vorstellungswelten übernommen? Daher lautet seine Einleitung: "Germanenbegriff und Germanenbilder" (11-21). Dieses Thema griff er später in den Kapiteln 8 bis 10 erneut auf (dazu unten).

Seine Kapitel-Überschriften zur Erhellung der Inhalte germanischer Religion lauten:

"1. Götter und Göttinnen", "2. Mythologie", "3. Weltbild", "4. Riten und Kulte", "5. Kultstätten und Kultpersonal", "6. Totenbrauchtum und Jenseitsglaube", "7. Die Religion in der Gesellschaft".

Trotz detaillierter Kenntnisse des Autors lassen sich Querverbindungen im Buch manchmal nur schwer erkennen: z. B. S. 28 und 66, wo er zunächst auf Freyja (Ursprung des deutschen Wortes "Frau" = 'Herrin') hinwies, später aber die Namensformen Fria/Frigg zur Deutung des Freitags (entspricht dem 'Venustag') verwendete.

Oder S. 32 und 97f., als er es zunächst bemerkenswert fand, dass ein Begriff für 'Religion' im Germanischen nicht existiert habe, sondern den Bereichen Recht und Sitte untergeordnet worden sei. Demnach hätte der germanische Rechtsbegriff den der Religion einschließen können, doch wollte er später zusätzlich das althochdeutsche Wort *ewart* - 'Priester' - lieber direkt aus "dem Bereich des Rechts als dem des Kults" ('Gesetzeswart') ableiten (vgl. dazu 152f.).

Obwohl sich Maier auf S. 25 und 31 (jeweils oben) - ohne wirkliche Argumente - gegen die Bedeutsamkeit von Etymologien zu Gottesbegriffen ausgesprochen hatte, betrieb er diese mit einem gewissen Eifer bezüglich des Wortes "Glauben" (37-40), was durchaus als interessant zu bezeichnen ist.

Auf S. 44-47 äußerte er grundsätzliche Kritik an der gängigen Mythendeutung, die er als oft anachronistisch einstufte; S. 48-50 diskutierte er ein Beispiel für die Wandlung von Mythen ("Weltschlange"). Eine meines Erachtens gute Zusammenfassung zur germanischen Mythologie finden wir S. 52 oben.

Alb/Elf usw. hielt er für eine "alte Bezeichnung dämonischer Wesen" und diskutierte diese Zusammenhänge auf S. 54-56 (vgl. dazu meine Betrachtungen in Adoranten 2002, S. 72f.). Erst viel später (114) beschäftigte er sich mit dem germanischen Totendämon (*helrun*) und dessen Beschwörungen, wonach er - ohne Zusammenhang damit - kurz auf das Elfenopfer (*álfablót*) zu sprechen kam (115). Es handelte sich dabei um ein noch 1018 in Schweden übliches, anscheinend jahreszeitlich bedingtes Fest.

Aufschlussreich, kultur-übergreifend und daher vielleicht sehr alt erscheinen Zusammenhänge, welche der Autor an *Ymir/Yima/Yama* festmachte (59f., 63; vgl. dazu meine Rezension des Buches von H. Strohm!). Auch die germanisch-frühgriechischen Parallelen zur Erschaffung des Menschen aus Eschenholz (64) könnten hier anzuschließen sein.

Einigen Feststellungen zum germanischen Kalender (65f.) folgen umfangreiche Etymologien zu den Themen Himmel, Hölle, Irminsul ('gewaltige Säule') usw. (66-70).

Kap. 4 beschäftigt sich detaillierter mit Opferriten (72-77), Vorzeichendeutung/Weissagung (77-81) und jahreszeitlichen Festen (82-86), wobei u. a. auf das Julfest, Ostern, Sternsingen und jüdisch-christliche Einflüsse auf vermeintlich Germanisches eingegangen wurde.

Kap. 5 ist Opferstätten/Heiligtümern (87-91), Kultbildern (91-96) und Priestertum (97-100) gewidmet. Maier betonte dabei wieder den möglichen Einfluss römischer oder alttestamentlicher Verhältnisse auf die "Beschreibungen" von Tempeln (89-91) und Kultbildern (91f.).

Ein "klar definierter Priesterstand" erschien ihm für die "gemeingermanische Zeit" als unwahrscheinlich (98), die Existenz germanischer Seherinnen, wie mehrfach in der antiken Literatur erwähnt, hielt er aber für durchaus möglich (98-100).

Das Oseberggrab aus Süd-Norwegen (Kap. 6, S. 104-107) stamme möglicher Weise aus solchen Zusammenhängen. Das jenseitige Walhalla stufte er als späten Entwurf ein (110f.), ähnlich wie ihm die germanischen Seelen-Vorstellungen christlich beeinflusst vorkamen (112).

Skeptisch äußerte sich Maier über die Beurteilung von Moorleichen als Strafoffer, wie so oft zu lesen ist (118f.); das so genannte "Königsheil" schätzte er als "Konstrukt der modernen Forschung" ein (123).

Im Abschnitt über "Religion und Magie" (Kap. 7, 123-127) untersuchte er die Frage, welche Glaubensinhalte der germanischen Zeit kollektiv-öffentlich und welche privat ausgeübt worden sein könnten.

Das Wort "Zauber" weist Zusammenhänge mit altnordisch *taufr* - 'Zaubermittel' bzw. angelsächsisch *téafor* - 'Mixtur, Salbe, Ocker/Rötel' auf und scheint auf eine alte Farbbezeichnung zurück zu gehen (125); althochdeutsches *luppi* - 'Schadenszauber' hatte wahrscheinlich seinen Ursprung in den Bedeutungen 'Kraut, Giftkraut, Zaubermittel', so dass für die gotische Bibel das griechische Wort für Zauberei mit dem germanischen für Giftmischerei übersetzt wurde. Der altnordische Zauberspruch *galdr* hängt etymologisch mit lautem Gesang zusammen (vgl. deutsches "gellen"; 126). Brakteaten könnten Amulette gewesen sein, aber auch Zeugnisse persönlicher Frömmigkeit (127).

Kap. 8 (Religion in der Geschichte, 127-141) und 9 (Germanische Religion und Germanenideologie, 142-154) fassen den Verlauf der Forschung zusammen, wie "Germanen und Indogermanen" (128-134), "Vorgeschichtliche Kulturbeziehungen" (134-138), "Germanen und Kelten" (138-141), vorwissenschaftliche Deutungsmuster (142-147), wissenschaftliche Fehlurteile (148-153), Kulturkritik und Religionsersatz (153f.).

Interessant erscheinen dabei Maiers Bemerkungen zu Rekonstruktions-Versuchen indogermanischer Religion und die Kritik an Georges Dumézils Arbeiten hierzu (129f.), welchen er einige problematische Beispiele aus diesem Bereich anschloss. Bedeutsam sind für mich auch seine Feststellungen über vorgeschichtliche Kulturbeziehungen, worin er besonders auf die heraus ragende Bedeutung prähistorischer Stieropfer in Gewässern und Sümpfen einging (vgl. wieder meinen Aufsatz in *Adoranten* 2002, S. 76-78).

Zur Beziehung Germanen-Kelten fiel ihm die besondere Bedeutung der Zahl Neun in beiden Zivilisationen auf, was er dann mit Hinweis auf die neun griechischen Musen wieder relativierte. Auch den Schädeltrinkschalen widmete er im germanisch-keltischen Zusammenhang einige Aufmerksamkeit.

Kap. 9 (s. o.) und 10 (Germanische Religion und neugermanisches Heidentum, 155-167) zeichnen nach, wie sich aus einem gesteigerten Geschichtsbewusstsein 'germanischer' Völker allmählich eine rassistische Theorie entwickelte, welche Versuche zur Wiederbelebung germanischer Geisteswelt zur Folge hatte, wobei die Abgrenzung von vermeintlich Nichtgermanischem eine verhängnisvolle Rolle spielte. Ein Schlagwort in diesem Zusammenhang war der "heroische Pessimismus", welcher das Kriegsgeschehen 1939-45

begleitete und nicht eben zu dessen Humanisierung beitrug (149f.). Auch langwierige Diskussionen über germanische Männerbünde gehört in diese Reihe (150-152).

Man habe z. B. auch keltische Charakterzüge auf das katholische Frankreich und germanische aufs protestantische Deutschland übertragen um Kulturkritiken historisch-religiös zu rechtfertigen (154). Zusammenfassend schrieb Maier von einer "Anfälligkeit jeder Generation für religiöse Wunsch- und Idealvorstellungen" (155).

Im Kap. 10 schließlich lieferte der Autor eine beachtliche Geschichte des neugermanischen Heidentums, wie es seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder ausgeübt wird - oft verbunden mit einem gewissen Rassismus, welcher in der Nazizeit seinem Höhepunkt zueilte. Trotz aller wissenschaftlichen Kritik an den Quellen solcher "Religiosität" hat diese erstaunliche Resistenz und Erneuerungs-Bewegungen aufzuweisen, welche sich kürzlich sogar zum Teil zur Überwindung des Rassismus entschlossen haben ("Heidnische Gemeinschaft e. V." von 1985 und "Arbeitsgemeinschaft naturreligiöser Stammesverbände Europas" 1989).

Interessante Verbindungen arbeitete er zwischen Neuheiden und Theosophen heraus (163-165).

"Charakteristisch für alle neuheidnischen Bewegungen erscheint die Unzufriedenheit mit den religiösen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen der Gegenwart", "eine stark emotionelle und antirationalistische Haltung der Betroffenen"; man glaube sich durch Lösungen aus "der unvermittelten Wiedereinsetzung einer idealisierten fernen Vergangenheit", "die Einsicht in verborgene Zusammenhänge vom Gefühl der Angst und Bedrohung befreien zu können" (165). Widerstand gegen "Entzauberung und Entgöttlichung der Welt", "Angst vor einer globalen Umweltzerstörung" und "Kampf der Kulturen" erschienen ihm als in diesem Zusammenhang verwendbare Schlagworte.

Die Unterschiede zwischen der Religiosität (prä-)historischer Germanen zu derjenigen germanischer Neuheiden hielt er für sehr groß, was auch der allmähliche Ersatz durch "Keltisches" zeige (166). Er sah ein wissenschaftliches Anliegen darin, "der Instrumentalisierung religiöser Phänomene vorzubeugen", was er bezüglich germanischer Religion für "vielleicht eines der eindrucksvollsten Beispiele für die Dringlichkeit dieser Aufgabe" erklärte (167). Damit verließ der Autor meines Erachtens den Bereich der 'wertfreien Wissenschaft' und betrat den traditionellen Boden von Ethik und Erziehung, was ich persönlich sehr begrüße.

Die nachgestellten Anmerkungen umfassen S. 171-184 und liefern ebenso wie das Literatur-Verzeichnis (185-199) vorwiegend Literatur-Hinweise; dem kurzen Bildnachweis (200) folgt ein Register (201-206), welches die Benutzung des Werkes durchaus erleichtern kann.

Adoranten 2003/04, S. 105-109

Harald Strohm, Über den Ursprung der Religion oder: Warum Indra mit dem Dreirad zur Hochzeit fuhr, München 2003, Wilhelm Fink Verlag; ISBN 3-7705-3795-5; 328 Seiten mit 20 Schwarzweiß-Abbildungen und einer Farbfotografie auf dem Hochglanzkarton-Einband; 29,90 Euro.

Das in alter deutscher Rechtschreibung gehaltene und sorgfältig lektorierte Buch lädt ein mit dem Farbfoto einer Nachbildung des berühmten Bronzezeit-Wagenmodelles von Dupljaja bei Belgrad mit Entenvögeln als Zugtieren. Weil ich das Thema "Entenvögel der Bronze- und Eisenzeit" für Adoranten 2002 (siehe dort, S. 63-84) bearbeitet hatte, war ich sofort interessiert und gespannt, wie wohl H. Strohm die religiöse Dimension dieser Bilder erklären würde. Diesbezüglich wurde meine Erwartungshaltung enttäuscht, jedoch überraschte mich der Autor mit einer bestimmten Vorgehensweise: Es gab wohl schon bei einigen Autoren vor 1950 den Ansatz, dass man frühe Religionen und bestimmte Phasen der Kindheitsentwicklung

als Entsprechungen betrachten könne. So konsequent wie in dem vorliegenden Buch habe ich diesen Gedanken allerdings noch nirgends ausgeführt gefunden.

Unvorbereitet erscheint schon die Kapitel-Einteilung dieses Buches rätselhaft: Nach einer "Hinführung" (I., S. 7-25) folgen "II. Der Lahme stand fest" (S. 27-68), "III. Der Blinde wurde sehend" (69-206), "IV. Es erhob sich der Aussetzling" (207-284).

Diese Einteilung folgt, wie auf S. 23 in Q(uelle) 4 zu lesen ist, dem altindischen R(i)gveda IV,30,24; X,79,6 u. 87,3 (vgl. Matthäus-Evangelium 11,4f., worauf erst S. 183 verwiesen wird) und bezieht sich auf Indra, damals als wahrscheinlich höchste Gottheit verehrt.

Anhand der 'biographischen' Daten Indras im Rgveda versuchte der Autor Ursprung und tieferer Bedeutung antiker und prähistorischer Mythen auf die Spur zu kommen:

"Woher diese weltumspannende Kongruenz der früheren Mythen?" ... "Aus ihnen scheint etwas elementar Menschliches zu sprechen, ein 'heiliges Wissen', ein urwüchsiger, Kulturen überspannender Sinn. - Diesen Sinn, mithin die Psychologie des Heiligen in den frühen Religionen aufzuzeigen, ist Thema dieses Buches." (S. 8)

Dabei ging er ziemlich kritisch gegen in Archäologie und Religions-Wissenschaften durchaus und sogar mehrheitlich übliche Formulierungen vor:

"Überkommene Erklärungsmuster wie 'Naturreligion', 'Schamanismus', 'Fruchtbarkeitskult', 'Animismus', ... 'Ausdruck einer magischen/mythischen Bewußtseinsstufe' greifen um so mehr ins Leere, je genauer wir hinhorchen, je genauer wir die Psychologie dieser Religion verstehen und nachvollziehen." (S. 12; vgl. S. 281)

Harald Strohm ist - laut hinterem Innenumschlag des Buches "Audio-, Film- und Buchautor" mit den Arbeitsgebieten "Philosophie und Religionspsychologie, Schwerpunkt 'Achsenzeit'".

Bereits auf S. 12 brachte er Karl Jaspers und den von diesem geprägten Begriff 'Achsenzeit' für das 6./5. Jahrhundert v. Chr. und dazu den Stifterpropheten Zarathustra ins Spiel, welchen er allerdings schon - wie heute leider üblich geworden - ins 14.-10. Jh. v. Chr. ansetzte. Zarathustra sah er insbesondere mit dem "Ende der 'heidnischen' Religionen", einer (neuen?) Religion des Himmelsvaters, Welterklärung und prophetischer Offenbarung in Verbindung.

"Um es in einer Formel vorweg zu nehmen: Die alten Religionen handeln primär nicht vom Ende der Welt, nicht von Tod, Apokalypse und Auferstehung, sondern vom Anfang der Welt; nicht von Erlösung, sondern von Schöpfung - von Schöpfung freilich in einem sehr spezifischen Sinn. - Diesen Sinn mit Hilfe moderner Psychologie zu entschlüsseln, ist das Thema dieses Buches." (S. 14)

Nach Ausbreitung seiner "These" (Kap. I.3. = S. 21-25) begann er Kap. II mit "1. Indras Alter": Nach Analyse der rgvedischen Erwähnungen Indras kam er zum Schluss, dass dieser dort zumeist als 12-14 Monate altes, "goldiges" Kleinkind dargestellt werde (S. 31), dreiradfahrend auf einem Zugbuggy (34f.), sodann auch als "Rabauke" im Alter von etwa 15 Monaten (36f.).

Vischnu (bei Strohm "Visnu" geschrieben), den späteren Aspekt 'Erhalter' des höchsten Hindugottes, schätzte der Autor auf 18 Monate, Mitra und Varuna - alle "Geschwister" Indras - auf etwa zwei Jahre Alters ein. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der altersbedingten "Gehbehinderung" Indras (45-49), wofür er weit reichende Parallelen bis zurück ins Jung-Paläolithikum anzuführen bestrebt war.

Auch die Themen "Milch und Honig" in Verbindung mit "sakralem Königtum" waren ihm weitere Untersuchungen wert (50-57). In Folge derer formulierte er als These, dass mythische Rituale für Erwachsene die Therapie "natürlich" entstandener frühkindlicher Traumata zum Ziel gehabt hätten, was er S. 57-59 näher ausführte.

Die nachfolgende Betrachtung zum Thema "Zwerge" (59-67) enthält viel Etymologisches und wieder Rückverweise bis ins Jung-Paläolithikum.

Kap. III handelt von der mythisch-rituell-therapeutischen Ausgestaltung des Überganges von einer zunächst nur nahsichtigen zur ausgeweiteten Sehfähigkeit beim Säugling. In diesem

Zusammenhang stellte der Autor die Nutzbarkeit der Entwicklungs-Psychologie zur Entschlüsselung alter Schöpfungsmythen dar; beide Gebiete ergänzen sich für ihn offensichtlich (75). Der indoiranische "Urmensch" Yama/Yima (germanisch: Ymir) repräsentiere eine noch jüngere Kindheitsphase als die des Indra und handle vom Sehen-Lernen (78ff.).

War der Autor bis dahin den alten Mythen und Volksreligionen lediglich erkennbar zugetan, so finden wir nun auf S. 92 eine meines Erachtens einseitige Auslegung des alttestamentlichen Propheten Ezechiel im negativen Sinne. Dieser Eindruck verstärkt sich wenig später (94), wo Strohm im Zusammenhang mit einem Jesuszitat (Matthäus 7,6) über "eine eigentümliche Arroganz und Lieblosigkeit" spekulierte. Danach beschrieb er die "abendländische Entwürdigung des Animalischen" (- als sei der Tierschutzgedanke eine Sache des Orients -), wobei ihn "der in unseren Kulturen noch immer so selbstverständliche Fundamentalunterschied zwischen Mensch und Tier" zu stören schien. Später (auf S. 139) machte er jedoch die "orientalische Licht- und Vaterreligion" für diese "schroffkategorische Trennung" verantwortlich. Andererseits bemühte er nun Paulus (95) als Aufbereiter alter mythischer Vorstellungen und sah in Mani (dem Schöpfer einer asketischen und schon deshalb vom Aussterben bedrohten persischen Lichtreligion) einen "der genialsten Religionsstifter der Weltgeschichte" (96f.), von dessen Religion er überraschend behauptete, dass sie "in Nischen bis heute" existiere.

Schrittweise sei die optische Entdeckung der Welt im Frühkindalter, widergespiegelt in alten Schöpfungsmythen, von "nachachsenzeitlichen Religionen" in Endzeit- und Jenseits-Vorstellungen umgewandelt worden.

Es kommt mir verdienstvoll vor, dass er sich nicht gescheut hat, wie etwa auf S. 109f. (Abschnitt "Glauben") und 186-189 ("Angelos"), Rgveda und Bibel in direkten Vergleich zu setzen. Denn die heutige Forschung scheint mir noch immer daran zu kranken, dass auf Grund von Überlegungen einer schlecht begründeten Religionstypologie diese Vergleiche im Allgemeinen weder angestrebt noch zugelassen werden und so ein Blick auf die alle Menschen verbindenden universal-religiösen Elemente versperrt wird.

Weiter schrieb Strohm unter "Wilde Synthesen" (140f.) von der "falschen" Verknüpfung frühkindlicher Eindrücke: "Die emotionale Energie, die Heiterkeit und Lust des Humors, der Liebe, der Dichtung ... und nicht zuletzt der Religion quellen zum guten Teil aus den Yamischen Höhlen solch 'falscher' Synthesen." Den Begriff 'wild' anstelle von 'falsch' wählte er, weil das wörtlich genommene 'Falsche' - richtig aufgefasst - trotzdem oder gerade wegen seiner "Falschheit" die Menschen z. B. im Humor bereichern könne (vgl. 163).

Prähistorische Höhlen seien vermutlich "Orte der Reinszenierung der Schöpfung" (= des frühkindlichen Werdeganges) gewesen, ähnlich den später üblichen Theater-Aufführungen der Antike, was er auf den folgenden Seiten ausführte.

Ab S. 144 behandelte der Autor vielfach den Einfluss frühkindlicher Erlebnisse mit der eigenen Mutter und den Geschwistern auf die spätere Sexualität, wie er sich auch in rgvedischen Mythen deutlich zeige, hauptsächlich in Texten mit Bezug auf das Somaopfer. Dazu sei die eindringliche Rekonstruktion einer Kultfeier auf S. 151f. erwähnt.

Für Agni und Soma, weitere "Geschwister" Indras, erschloss er ein Alter von höchstens sechs Monaten (152f.), so dass sich für die "Söhne der Aditi" (= 'Nicht-Bindende, Nichtgebundene, Ungebundene' o. ä.) folgende Reihenfolge steigenden Alters ergebe: Agni, Soma, Yama, Indra, Vischnu, Mitra und Varuna, wobei die Mittelstellung Indras bemerkenswert sei. Strohm fasste diese "Russelbande" als Konzept einer Art seelischer Schichtenstufung auf (154-158).

S. 159 stellte sich der Autor u. a. mit Hume, Nietzsche und Hesse in eine Reihe als Fürsprecher der "pluralistischen Ontologie", wobei er - was für meine Begriffe sehr problematisch ist - "prophetisch", "halluziniert" und "mythisch" gleich zu setzen schien! Seine nachfolgenden Äußerungen über den "alten Pluralismus" und dessen "konstruktive Kräfte",

die angebliche Nähe moderner westlicher Staatsformen zum Sakralkönigtum gehen einher mit massiver Kritik an Christentum (vgl. dazu auch S. 189f.) und Monotheismus. In diesem Zusammenhang hätte er jedoch gerne "die menschliche Welt in ihren Fundamenten gestärkt und deshalb mit mehr religiösem Heil" ausgestattet gesehen (160).

Im Wörtlich-Nehmen von Metaphern sah Strohm eine mögliche Quelle von Schizophrenie (161), doch habe der "spielerische Umgang" mit ihnen als Quelle von Humor und Heiterkeit die "Irritationen durch Zarathustra"(!) überstanden (163, vgl. 232).

S. 162-182 handeln auch von der bedeutsamen Rolle, welche Tiere als bildhafte Metaphern in diesem Zusammenhang bis heute spielen, was er allmählich zur entwicklungspsychologischen Bedeutung des Drachenbegriffes überleitete (178-186).

Danach zweifelte er gar an der Herkunft wesentlicher Elemente des Christentums aus dem Judentum, sondern hielt "parthische Wurzeln" für wahrscheinlicher, was eine der Ursachen für Juden-Verfolgungen gewesen sei (189f.)! (Und das, obwohl gerade die Perserkönige zuvor exilierte Juden in deren Land zurück gesandt hatte!)

Zusammenhänge zwischen verschiedenen Arten des Opfers verfolgte er wieder bis ins Jung-Paläolithikum zurück (190-193). Im anschließenden Abschnitt mit dem Titel "Auszug" (Kap. III.6. = S. 193-206) arbeitete er die Rolle von Narren, Akrobaten, Karnevals-Umzügen und Magie heraus, brachte Natur- und menschliche Schauspiele in Verbindung, wobei Tagesanbruch, Morgenröte und das entwicklungs-psychologische "Verlassen der Höhle" als Brennpunkte gewählt wurden (dazu Abb. 13: Felszeichnung aus Bohuslän!).

Im IV. Kapitel wurde der erste Abschnitt dem "Abschied von Aditi" (vgl. o.) gewidmet (207-229), einer Wandlung des Mutterbildes, die sich anscheinend im 5./6. Lebensmonat vollzieht und zu Us(ch)as, der personifizierten "Morgenröte" führt. Dies sah der Autor schon durch Befunde aus dem neolithischen \dagger atal Hüyük (222-229 mit Abb. 14) und letztlich auch des Jung-Paläolithikums gestützt, wofür die Gesichtslosigkeit ganz früher Frauen-Darstellungen spreche, welche der kindlichen Wahrnehmung im Alter von etwa vier Monaten zuzuordnen seien.

"Der Zauber der Usas" (IV.2. = S. 229-251) stelle den Unterbau frühkindlicher Sexualität dar, auch eine mögliche Ursache späterer Neigung zur Polygamie (232f.). Den Ursprung des Schminkens scheint der Autor in der Betonung mütterlicher Züge gegenüber eigenen Kindern gesehen zu haben. (Ungeachtet dessen, dass etwa der Name des antiken Schminkstoffes und Elementes Antimon 'gegen Einsamkeit' bedeutet haben dürfte.)

Strohm begeistert sich so für die jugendlich-reizvolle "Mutter" Us(ch)as, dass er S. 239f. meinte, wieder einmal heftige Kritik an den "späteren Vaterreligionen, zumindest ihre(n) fundamentalistischen Varianten" üben und für die "ewig junge Göttin der Morgenröte" werben zu müssen, deren Wiedererscheinen er nun in der europäischen Aufklärung zu erkennen glaubte.

Interessant erscheinen seine Bemerkungen über etymologische Zusammenhänge zwischen den Wortfeldern für 'Braut' und 'Nebel' im Griechischen (S. 242 mit Anm. 46 auf S. 300), was er allerdings mit der Schleierfrage verband. Das mütterlich-kindliche Spiel mit dem Schleier usw., welches er ebenfalls etymologisch beleuchtete (244) sei im Rgveda und anderen alten Mythologien verbreitet und ein Pfeiler der alten Weltordnung gewesen, denn "Usas galt als Hüterin" ... "der Schöpfungsordnung insgesamt." (251) Da wundert auch nicht mehr, was er kurz zuvor mit Blick auf alt-orientalische Mythen über "Götter solchen Alters noch heute" - gemeint sind Kleinkinder (249, vgl. auch 257) - und "Weitergabe dieses weltfundierenden Heils durch die Lieder an Usas" (250) schrieb.

Im nachfolgenden Abschnitt über Sexualität (251-272) rang er mit sich um auch der Prostitution etwas psychologisch Ansprechendes abzugewinnen (252-256), bis er sich schließlich entschied diese als Gleichnis aufzufassen (257), wobei er in erstaunlicher Weise über eine angeblich "wachsende psychische Gesundheit unserer westlichen Kulturen"

spekulierte, dann aber auf Religion und Ehe als mit Sexualität legitim verbundene Institutionen zurück kam.

Mir wurde an dieser Stelle bewusst, dass ich den Inhalt von Strohm's Argumentation hier nur ganz auszugsweise wiedergeben kann - man sollte sich wohl selber von der Komplexität seiner Gedankengänge überzeugen! So beschäftigte er sich noch mit Hochzeitsbräuchen wie etwa Polterabenden, die er mit einer frühkindlichen Phase der 'Burgen-Zertrümmerung' verband (265f.) und - eigentlich nur ziemlich kurz - mit Dreirad und Hochzeitskutsche Indras (266-268). Letzteres nahm er als Ausgangspunkt um den altbekannten "Ödipuskomplex" anzusprechen, die höhere Gefährdung kleiner Jungen wegen ihres größeren Unterschiedes zur Mutter und den angeblich dadurch bedingten höheren Therapiebedarf von Männern (267-271), weshalb die wagenfahrenden As(ch)vins des Rgveda auch als "männerschützende Ärzte" angerufen worden seien (270f.). Das oft beschworene "Matriarchat" sei kein politisches gewesen, sondern bis heute vorhanden als entwicklungs-psychologisches.

In seiner abschließenden "Revue" (IV.4. = S. 272-284) ging Strohm noch einmal auf etliche archäologische Befunde ein, bestätigte, dass er 'transzendente' Inhalte als Projektionen frühkindlicher Amnesie aufgefasst haben wolle (278) und glaubte die "goldigen Bullen" (Agni, Soma, ... Indra) bereits in C Fehler! Textmarke nicht definiert.atal Hüyük wieder zu finden (279f.).

Noch einmal richtig heftig wurde er gegen Ende seiner Darlegungen:

"Aus der Perspektive frühkindlicher Schichten inszenieren die monotheistischen Religionen eine zerrüttete Familie, in der die Erdenkinder der schweigenden (nur noch von Propheten vernehmbaren) Willkür eines allein erziehenden Vaters ausgeliefert sind. - Schon die donnergrollenden Verstimmungen, die Frauenscheu und das eifersüchtige Autoritätsgehabe dieses weltverlorenen Vaters erweisen klar genug, daß nicht nur seinen Zöglingen, sondern auch ihm selbst der gott- und weltverzaubernde Charme einer morgenroten Göttin fehlt." (283)

Was soll man zu der von Strohm gezeigten Auffassung sagen, außer dass er ein erstaunlich positives Bild polytheistischer Religionen entwickelte, aller von diesen verübten Grausamkeiten (Kinderopfer, Kannibalismus usw.) nicht achtend? Ganz abgesehen davon konnte ein allgemein verbindlicher Wahrheitsbegriff mit diesen nicht begründet werden, da der 'Wille' einer Gottheit bzw. deren Priester gegen die anderer 'Gottheiten' (bzw. deren Priester) standen, so dass am Ende dieser Weltanschauung eine geheimnisvolle, unerforschliche Ordnung stand, der man sich nur rituell nähern konnte, was bekanntlich auch dem Aberglauben Tür und Tor öffnete. Diese Schattenseiten können es doch unmöglich gewesen sein, welche dem Autor an der Moderne fehlten, da sich die von ihm als Fortsetzung der 'Morgenröte' empfundene Aufklärung (s. o.) bekanntlich gegen diese Dunkelheit richtete (z. B. gegen Teufels- und Hexenglauben)!

Wahrscheinlich wird man aber tatsächlich jetzt und in der Zukunft auch die positiven Seiten und Errungenschaften der alten Religionen deutlicher als bisher sehen müssen, ohne dass deshalb die auf ihnen erwachsenen jüngeren Religionen so pauschal verurteilt werden dürften, wie H. Strohm dies in dem vorliegenden Buch tat.

www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensierer – Reviews, Adoranten 2006, S. 1-3 (2007)



Ina Mahlstedt, Die Religiöse Welt der Jungsteinzeit, Darmstadt 2004; Wissenschaftliche Buchgesellschaft; ISBN 3-534-17243-4; 159 S., 28 +1 Schwarzweiß-Abb.; 19,90 Euro (für Club-Mitglieder). Als Lizenz-Ausgabe für Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2004; ISBN 3-8062-1839-0; kartoniert gebunden und mit farbigen Umschlag-Fotos versehen; 24,90 Euro.

Es erscheint mir sehr erfreulich, dass die Autorin den Mut aufgebracht hat sich mit diesem durchaus schwierigen Gebiet der prähistorischen Religion im Allgemeinen und derjenigen der Jungsteinzeit im Besonderen auseinander zu setzen - noch dazu auf weltweiter Ebene!

Natürlich haben dies schon einige Autoren vor ihr in systematischer oder punktueller Weise getan. Leider vermisst man bei Frau Mahlstedt zum Teil deren Namen und Werke: So wurde von Hermann Müller-Karpe nur der erste Band seines Handbuches der Vorgeschichte (Altsteinzeit) verwendet, wo es doch sehr nahe gelegen hätte, gerade auf dessen zweiten (Jungsteinzeit, Kap. IX. Kult und Religion = S. 333-395) und dritten Band (Kupferzeit, Kap. IX. K. u. R. = S. 605-770) zurück zu greifen und darauf einzugehen. Warum die Autorin dies nicht tat, erwähnte sie leider nicht. Oder hat sie diese Werke etwa übersehen? Auch die vielleicht als „Spitze eines Eisberges“ anzusehenden Aufsätze von Olaf Höckmann über jungsteinzeitliche Figural- und Idolplastik (seit 1965) tauchen in ihrer Darstellung gar nicht auf, gleichfalls nicht die bekannten Werke über prähistorische Kunst von Moritz Hoernes (2. Aufl. 1915) oder Walter Torbrügge (1969).

Nach einer ausführlichen Einleitung (S. 7-12) folgen vier Hauptabschnitte:

„I. Zur Lebenssituation der altsteinzeitlichen Jäger und Sammler“ (= über die Wurzeln der Jung- in der Altsteinzeit); „II. Die neolithische Lebenswelt“; „III. Die religiöse Struktur der Jungsteinzeit“; „IV. Die Ikonographie des Neolithikums“, wobei dieser letzte Abschnitt am ausführlichsten ist.

Das Buch wurde in einer für den deutschen Sprachraum derzeit typischen Mischung aus alter und neuer deutsch-österreichischer Rechtschreibung gehalten. Es weist besonders am Anfang und Ende eine Reihe von Rechtschreib- und Lektoratsfehlern auf, die den Eindruck von hastiger Publikation erzeugen können. Besonders einprägsam ist der Name des zarathustrischen Gottes Ahura Mazda stets als „Ahua Mazda“ verschrieben (S. 65f., 99), was auch bei google die Frage: „Meinten Sie ...?“ hervor ruft.

In diesem Zusammenhang lässt sich Frau Mahlstedts Hauptthese für das Neolithikum wiedergeben: Die Großsteinbauten (Megalithik) und ein Teil der Felskunst wären dadurch bedingt, dass im Neolithikum der „Tod“ mit dem Stein (Erstarrung) in Verbindung gebracht worden sei (S. 68f.). Allerdings habe man hiermit keine endgültige Vorstellung vom „Tod“ verbunden, sondern eine der Wiederbelebung fähige! – Dazu gäbe es tatsächlich einige Märchen und Überlieferungen anzuführen, wobei in „Stein“ verwandelte Menschen wieder zurück verwandelt worden sein sollen – oder auch nicht. Merkwürdig, dass sie auf solche Überlieferungen nicht eingeht! Stattdessen wählte sie eine Überlieferung aus dem zoroastrischen Avesta, in welcher Gott „Ahu(r)a Mazda“ mit einem Keil (Hammer, Axt, Beil usw.) den „steinernen Himmel“ zwecks Befreiung von Licht und Regen gespaltet haben soll (S. 65-67). Dieser Mythos sei sehr weit verbreitet gewesen, was sie durch eine wissenschaftliche Arbeit von 1913 (H. Reichelt) belegen möchte. Im Hinblick auf die Religion Zarathustras behauptete sie in diesem Zusammenhang eine „frühe Schriftfixierung und den fast direkten Übergang vom Neolithikum in ein endzeitliches, monotheistisches Konzept“ (S. 65). – Leider entsprechen diese Aussagen nicht unseren heutigen Erkenntnissen,

wonach die zoroastrischen Texte zwar recht wortgetreu aus der Eisenzeit etwa 900 Jahre mündlich überliefert worden sein dürften, aber erst nach Christi Geburt als Aufzeichnung nachweisbar sind. Auch eine Frühdatierung Zarathustras – etwa in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. - schafft mehr Probleme als dass sie welche lösen würde! Mit der Frage jedoch, ob der „steinerne Himmel“, welcher mit einem Keil gespalten wurde um das Leben neu hervor zu rufen, wirklich eine jungsteinzeitliche Vorstellung war, stehen und fallen einige wichtige Thesen der Autorin. Denn schließlich scheint ein Hauptresultat ihrer Untersuchung zu sein, dass die Megalith-Kulturen und ihre Symbolik nur deshalb entstanden!

Bei Jahreszeiten oder Pflanzensamen ist die Wieder-Fruchtbarwerdung aus erstarrtem Zustand leicht einsichtig, ebenso bei aus Eiern schlüpfenden Tieren. Schwierigkeiten bereiten hier aber die meisten Säugetiere und der Mensch, von denen doch früh aufgefallen sein muss, dass ihr „Todesschlaf“ irgendwann endgültig währt. Ohne Seelenvorstellung – den Glauben an etwas Unsterbliches, das ohne die zerfallende Hülle weiter existiert – erscheint die Hoffnung auf Wiederkunft geradezu widersinnig. Lediglich eine Art Dauerschlaf im Grab war logisch vorstellbar und das Verschwinden von Opfern konnte „Seelentieren“ – als Erscheinungsformen der Seelen von Verstorbenen – zugeschrieben werden. Trotzdem ist die Behauptung, dass die steinernen Monumente etwas mit Fruchtbarkeit zu tun hatten, schwerlich zu bestreiten, besonders wenn sie Orte der Ahnen waren, wo doch offenkundig in Enkeln und Urenkeln deren Eigenschaften und Fähigkeiten wiederkehren konnten.

Die Abbildungen des Buches erfüllen zumeist ihren Zweck, nämlich das von der Autorin Beschriebene zu dokumentieren.

Annehmbar oder bedenkenswert erscheinen mir folgende Äußerungen von I. Mahlstedt:

- Archäologie reflektiert zumeist nur materielle Relikte (S. 8).
- Das geistige Wurzeln der Jung- in der Altsteinzeit (13).
- Anregung der Phantasie durch (alte) Kultstätten (32f.).
- Thesenartige Gegenüber-Stellung von erdgedeckten und himmeloffenen Kultstätten (41).
- Gegensatz bzw. Komplementarität der mittelpersischen (= 3. bis 10. Jahrhundert!) Begriffe von menog (tot bzw. erstarrt) und getig (lebendig) - bezogen auf Jahreszeiten (65f.).
- Verbindung von Opfer, Ahnen- bzw. Jenseitsbezug und Saatgut-Vitalisierung an neolithischen Kultstätten (78).
- Deutung megalithischer Kultstätten als „Heiligtümer des Lebens ... dem Ursprung und dem Rhythmus des Lebens gewidmet“ (79).
- Tod als „schöpferische Kraft“ (80f.).
- Viergeteilte Zeichen (auch z. B. Hakenkreuz) als Symbol für die vier Jahreszeiten (131); vorchristliche Kreuzdarstellungen als Vereinigung von Himmel und Erde bzw. als Symbole für Orte menschlicher Kontaktaufnahme mit Himmelsmächten (132).
- Rundliche Vertiefungen in Fels oder Stein („Sphären“-Schalen - eine Wortschöpfung der Autorin!) als Ergebnis kreisender „Berührung ... um seine schöpferischen Kräfte zu aktivieren.“ (138, vgl. auch 142).
- Eiszeitliche Bilderreihungen ohne Gesamtpaneel-Charakter (141).

Als eher problematisch möchte ich Folgendes einstufen:

- Bestreiten der Existenz objektiver Wahrheit (S. 10).
- Megalith-Anlagen seien keine Gräber (34f.).
- Nicht-Identifikation des Himmels mit einer Gottheit in China (60)
- „Das alte China kannte keine personifizierten Götter“ (131), was im nächsten Satz (Zitat von B. Laufer 1912) in Frage gestellt erscheint! Leider wurde in diesem Zusammenhang das Werk von Tsung-Tung Chang, „Der Kult der Shang-Dynastie. Eine paläographische Studie zur Religion im archaischen China“ (Wiesbaden 1970) nicht heran gezogen!!

- Tod als Ursache des Lebens (62f., 69).
- Mithras als „römische“ Gottheit (69).
- Endzeitlich-monotheistische Religionen böten den Tod als „traumatisches Ende eines individuellen Lebens“ an (77).
- Aus neolithischer Sicht habe sich nach dem Tode die Individualität aufgelöst und sei dem „Schöpferahnen“ einverleibt worden (78). - Die mit Gips oder Ton überformten Totenschädel des Früh- oder Altneolithikums scheinen doch eher das Gegenteil zu belegen!
- Prähistorische Bilder seien „niemals Abbilder“, sondern stets Symbolbilder gewesen (87f.), weil „ein äußeres Abbild ... keine innere Kraft enthalten hätte.“
- Zickzackbänder und „Spiralen demonstrieren einen lebendigen Lebensfluss, ... die ewige Wiederholung des Werdens und Vergehens“ (126). Das kann ja zum Teil stimmen – doch etwas mehr Beweise für eine so verallgemeinernde Aussage wären schon gut ...

www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensjoner – Reviews, Adoranten 2007, S. 2-7 (2008)

I. Hermann Müller-Karpe, Geschichte der Gottesverehrung von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart, Bonifatius Verlag Paderborn (ISBN 3-89710-311-7) und Verlag Otto Lembeck Frankfurt am Main (ISBN 3-87476-475-3) 2005; 359 Seiten, gebunden, mit Farbfoto auf Umschlag-Vorderseite; 24,90 Euro.

Erneut bin ich in der Situation Bücher eines meiner früheren Professoren zu rezensieren. Ich bekenne gleich zu Beginn, dass ich einerseits 1977-80 begeisterter Hörer seiner Lehrveranstaltungen an der Universität Frankfurt am Main war, andererseits nicht in allen Punkten seine Auffassungen teile.

Anders als aus der Kurzbiographie auf der Rückseite des Bucheinbandes hervorgeht, war und ist der Autor schon lange nicht mehr an der Universität Frankfurt/Main tätig, sondern war danach von 1980-87 Gründungsdirektor der Kommission für allgemeine und vergleichende Archäologie des Deutschen Archäologischen Institutes in Bonn, in dessen Nähe er bis heute im Alter von etwa 83 Jahren lebt und wirkt.

Das vorliegende Alterswerk meines einstigen Professors stellt folgerichtig den Versuch einer allgemeinen und vergleichenden Bearbeitung des Phänomens „Gottesverehrung“ in den Religionen dar, wobei hauptsächlich chronologisch und nur teilweise vergleichend gearbeitet wurde. Dabei beziehen sich die ersten 99 Seiten des Buches auf die Zeit vor dem christlichen Jahre 1000, auf die Zeit vor Christus die ersten 66 und auf die schriftlose Zeit der Menschheit die ersten 21 bis 27 Seiten. Auf S. 20 finden wir Erläuterungen zur einzigen Abbildung des Werkes (Adorant vom Geißenklösterle).

Es wird also deutlich, dass der Archäologe H. Müller-Karpe sehr weit über den Rahmen der Archäologie hinausgegangen ist. Offenkundig war es ihm ein persönliches Bedürfnis dies zu tun, zumal er nur selten im späteren Text auf Reste vor- und frühgeschichtlicher Religionen in den so genannten Hoch-, Offenbarungs- oder Weltreligionen zurückgriff. Gerade im Abschnitt „Gegenwart“ (S. 290-323) wird meines Erachtens deutlich, dass es ihm um allgemeine und aktuelle Fragen der Weltanschauung geht.

In mehr als der Hälfte – also auf über 180 Seiten - des völlig bilderlosen Textes beschäftigte er sich mit den verschiedenen Ausprägungen des Christentums, wobei auch der Orthodoxie so breiter Raum gewährt wurde, wie dies sonst nur bei ost- oder südosteuropäischen Autoren zu erwarten gewesen wäre. (Grund dafür dürfte die im zweiten, unten zu besprechenden Buch genannte Entwicklung sein, nach welcher der Autor zunächst evangelisch war, dann katholisch und schließlich orthodox wurde.)

In dieser ausführlichen Bezugnahme auf das Christentum liegen meiner Meinung nach die Stärke und zugleich die Schwäche des Buches: Es bietet eine Fülle von Informationen hierzu, setzt aber auch großes Interesse dafür voraus ...

Eine Äußerung des Autors scheint auf den Glauben an das Leben nach dem Tode bereits in der Altsteinzeit hinzudeuten (S. 18): *“Die mittelpaläolithischen Bestattungsfunde bezeugen den Glauben an eine die natürliche Zeitlichkeit transzendierende Ewigkeit, an der der Mensch neben seiner körperlichen Vergänglichkeit auch existenziellen Anteil hat.“*

Mag dies vielleicht glaubhaft erscheinen, so bleibt er S. 32f. die Beweise dafür schuldig, dass er ägyptische Mastabas anscheinend für älter hält als europäische Großsteingräber. Dies ist nur unter Leugnung der aktuellen kombinierten 14 C- und Dendrochronologie-Daten möglich. Ein gewisser Grad von Verwirrung tritt ein, wenn er S. 33 von maltesischen Tempeln und britischen Henge-Rotunden zunächst behauptet, dass diese *„nicht dem Totenkult ... dienen“* - um gleich darauf festzustellen, dass sie *„Beziehungen zu den Grabkultmonumenten dieser Zeit“* zeigen.

Echnaton, den er S. 36 - wie die allermeisten heutigen Ägyptologen und Archäologen - in die Mitte des 14. Jahrhunderts stellte, habe damals als Erster die Verehrung des einzigen Gottes (neu) begründet (Monotheismus). An dieser These bestehen seit einiger Zeit tief gehende Zweifel, die mit Problemen der biblischen und ägyptischen Chronologie zusammenhängen, wie John van Seters (1987) und David Rohl (1995) dies an anderer Stelle sehr überzeugend begründet haben. Ich würde deshalb in dieser Frage heute ohne Zögern Moses die Priorität zugestehen. Der Auszug Israels aus Ägypten und das gerade in diesem Zusammenhang aufkommende Ringen um die richtige Gottesverehrung am Sinai finden im vorliegenden Buch leider keine Erwähnung. Erst die Konflikte mit Nachbarvölkern im späten 2. Jahrtausend v. Chr. wurden für die Gottesverehrung der Israeliten als prägend dargestellt (S. 50).

Sehr anschaulich hingegen finden wir S. 52-55 die griechische und römische Religion beschrieben; auf S. 57f. folgen Überlegungen zu skandinavischen Felsritzungen (Adoranten!). Hingegen gibt es S. 58f. leider keinen Bezug zu den gemeinsamen Grundlagen iranischer und indischer Religionen, obwohl dabei zum Thema Gottesverehrung durchaus differenzierte Erkenntnisse vorliegen (vgl. etwa Almut Hintze, Kongress Los Angeles 1994).

Eine interessante Darlegung verinnerlichter indischer Religiosität finden wir auf S. 60.

Bedeutsam erscheinen mir der Hinweis auf das frühe Toleranzedikt des Gallienus gegenüber den Christen (68), die eindrucksvoll zusammengefasste Kritik an innerkirchlichen Spaltungen des Frühchristentums (70) und die Rolle der „Opportunisten“ in der seit Kaiser Konstantin I. entstehenden Reichskirche (74). Dass aber der „Heilige Geist“ dem Autor als eine Art christliche Erfindung gilt (72), überzeugt angesichts des Spenta Mainyu Zarathustras nicht. Auf die Bedeutungsrolle der häufigen gemeinsamen Mahlzeiten der Anhänger/innen Jesu zu dessen Lebzeiten wurde zu Gunsten nur des letzten Abendmahles (Eucharistie) leider nicht eingegangen, obwohl diese davor liegenden Gemeinschaftsmahle vermutlich etwas mit der Gottesverehrung zu tun hatten; ebenso tritt der Titel „Menschensohn“ völlig gegen den „Gottessohn“ zurück (noch immer S. 72).

Bemerkenswert ist seine Herleitung des Wortes „deutsch“ mit Hilfe des tatsächlich bezeugten frühmittelalterlich-lateinischen „theodiscus“ aus der griechischen Bezeichnung für Gott (theos): *„Damit war eine christliche Kirchlichkeit gemeint.“* (79)

Es folgt eine zu harmlose Darstellung des Zoroastrismus in spätantiker Zeit (80), da sich doch dessen Hohepriester Kerdir auf Inschriften der Umwidmung oder Zerstörung aller nichtzoroastrischen Heiligtümer bzw. der Vertreibung und Ausrottung der Andersgläubigen rühmte!

Auf der gleichen Seite steht missverständlich, dass Mohammed *„dem arabischen Gottesglauben ergeben“* gewesen sei, was der Stifter des Islam stets bestritt. Er bezeichnete sich als Hanefit (Gottsucher) und glaubte niemals an die arabischen Götzen, lediglich an

Allah, den „Obersten“. „Rechtmäßig anerkannte leibliche Propheten-Nachkommen“ gibt es, im Gegensatz zu dem auf S. 82 behaupteten, immer noch viele: Sie werden Siyyid oder Siyyida genannt, stammen aber nicht vom zwölften Imam der Zwölfer-Schia ab, gelten demnach nicht unbedingt als prophetisch inspiriert. Erfreulich ist Müller-Karpes Hinweis auf die vom Kalifen al-Mamun geförderten interreligiösen Gespräche (82).

Auf S. 91-96 finden wir Hinweise auf das teilweise kooperative Verhalten der Religionen in China, Japan und Indonesien während des „Frühmittelalters“. Dass aber in Korea „schamanistische Religionsformen“ nur bis zum 6. Jahrhundert bestanden hätten (92), befremdet, denn der heute in (Süd-)Korea zu den offiziell registrierten Religionen gehörende Schamanismus gilt als alt-koreanisches Volkserbe und scheint dort ziemlich verbreitet zu sein.

Ab S. 100 finden wir eine kurz gefasste, flüssige und lehrreiche Kaiser-, Kirchen- und Papst-Geschichte des 2. Jahrtausends. In diesem Abschnitt häufen sich leider Druck- oder Lektoratsfehler (S. 120, 122, 124, 129, 144, 154f., 173-176, 188, 191, 198, 201f., 209, 239, 243, 290, 292 und 325).

Der interreligiös ausgerichtete Kardinal Nikolaus „Cusanus“ ist im Register (S. 352) nicht erwähnt, jedoch auf S. 121 – lediglich als Konzils-Vermittler. Nach ihm sah Sebastian Franck „auch in den Heiden und Türken Brüder“ (131). Die Unitarier finden wir S. 148, im Register fehlen sie leider wieder (359).

S. 220-233 bieten eine ausführliche und kenntnisreiche Darstellung des Hinduismus im 2. Jahrtausend. Anzumerken wäre zu S. 226, dass hinduistisch-buddhistische Glaubens-Kombinationen lediglich als historische Erscheinungen erwähnt werden, wo sie doch in Nepal bis heute völlig gängig sind. S. 227 vermisste ich zum Hindu-Reformator Caitanya einen Hinweis auf das Durchbrechen des Kastensystems, was zur Ausbreitung hinduistischer Bewegungen auch in Europa geführt hat.

Den Babismus (236) finden wir laut Register (351) angeblich auf S. 336. Die mit dem vermeintlichen Untergang des Babismus verbundenen Aussagen sind nicht zutreffend. Auch die aus dem Babismus entstandene Baha'i-Religion, mit heute immerhin mehr als fünf Millionen Anhängern, wird im gesamten Buch nicht erwähnt, obwohl der Rezensent um 1980 ein Gespräch mit dem Autor darüber führte!

Eindrucksvoll erscheinen mir die Darstellungen von Dialog-Situationen in der Mongolei und China (239-249). Die Abschnitte über Altozeanien, Australien, Afrika und Altamerika (271-276, 278-286, 288) sind zum Teil auch wieder archäologisch von Bedeutung.

Auf S. 294 gibt der Autor die „Eroberung des Kirchenstaates (1860)“ an, welche großteils 1859 erfolgte und erst 1870 mit der Einnahme Roms unter König Vittorio Emanuele II. abgeschlossen wurde.

Ein persönliches Glaubensbekenntnis des Autors stellt offenkundig die Verteidigung der erst 1950 im Bezug auf Maria zum Dogma erhobenen „*leiblichen Aufnahme in den Himmel*“ dar (303).

Angeblich wurden buddhistische Gemeinden in Deutschland erst 1984 gegründet (318), in Wirklichkeit jedoch 1903 in Leipzig und 1908 in München; selbst die Deutsche Buddhistische Union entstand bereits im Jahre 1958!

Auf die urmenschliche Gotteserkenntnis griff der Autor nochmals in Auseinandersetzung mit dem „weltanschaulichen Atheismus“ zurück (320f.).

Das kurze Fazit (324f.), ein Verzeichnis verwendeter Literatur (326-349) und das Register (351-359) schließen den Band ab.

II. Hermann Müller-Karpe, Archäologisch-christliche Reflexionen: I. Adam, der Urmensch – Lebensbilder aus der Altsteinzeit; II. Ein Menschenleben – als Archäologe und Christ, Bonn 2006, Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH (ISBN 3-7749-3446-0); 140 Seiten, kartoniert, mit schwarz-weißer Abbildung auf der Vorderseite; 12,80 Euro.

In diesem handlichen Bändchen vereinigte mein ehemaliger Professor zwei scheinbar sehr unterschiedliche Veröffentlichungen, die jedoch inhaltlich zu einander Passendes aufweisen:

- a. Die Suche nach dem Wesen der Menschen, ihrer Spiritualität und deren Ursprung.
- b. Die Offenbarung innerer Überzeugungen des Autors, ähnlich wie in dem bereits oben rezensierten Werk über Gottesverehrung.

Ein kurzes Vorwort vom Herbst 2005 leitet beide Texte verbindend ein (S. 5): Es geht dem Autor im ersten Teil um „*Reflexionen über die menschliche Geistbefähigung*“, in der Autobiographie „*um das Verhältnis von Wissenschaft und Weltanschauung*“.

Für beide nachfolgende Teile des Büchleins schrieb er auch gesonderte Vorworte (8-10 und 72).

Der erste Teil, die „*Lebensbilder aus der Altsteinzeit*“, ist in drei „*Erzählungen*“ gegliedert:

1. *Die ersten geistbefähigten Menschen;*
2. *Die ersten bilddarstellenden Menschen;*
3. *Die ersten sündigenden Menschen.*

Es handelt sich dabei zwar um fiktive Geschichten, von denen der Autor aber (S. 8) betont: „*Die Erzählungen wollen ...reale Möglichkeiten altsteinzeitlicher Geschehnisse darstellen ... Sie setzen nichts voraus und enthalten nichts, was jenseits unserer geschichtlichen Erfahrungswelt liegt.*“

Sein Anspruch lautet also: So könnte es wirklich gewesen und geschehen sein.

Eine solche Vorgehensweise mag in der heutigen Archäologie wegen der Möglichkeit von Irrtümern und befürchtetem Gelächter der Kollegen (noch) nicht üblich sein. Sie ist in meinen Augen aber auch wissenschaftlich durchaus legitim, wenn sie – wie hier geschehen – als eine Art Rekonstruktions-Versuch gekennzeichnet wurde. Dass hierbei Denkfehler möglich sind, wiegt längst nicht so schwer, wie wenn durch völlig fehlende Neigungen zur Spekulation die Forschung ausbremst würde.

- Kurz zusammengefasst handelt also das erste Lebensbild (11-34) davon, wie ein Mitglied der völlig in die Natur eingebetteten Hominidenhorde durch Betrachtung der Natur, insbesondere des Himmels (Meditation), spontan veränderte Wahrnehmungen und begleitende Träume (Intuition) zum Bewusstsein der Existenz einer allmächtigen Gottheit gelangt sein könnte. Dieses Bewusstsein habe der „*Erstmensch*“ (17ff.) Schritt für Schritt in „*bestimmte Laute*“ gefasst (24) und aus innerem Antrieb heraus persönlich an andere Hominiden weitergegeben, welche hernach auch dazu erwacht seien.

- Das zweite Lebensbild (35-44) erzählt, wie nach Jahrzehntausenden praktizierter Riten und Gebete ein Einzelner damit begonnen haben könnte, sich bildlich auszudrücken (Lehmplastiken und -reliefs, Knochen- und Rindenritzungen, Steinplastik, Höhlenmalerei, Farb-Handabdrücke), um eine persönliche Sprachbehinderung auszugleichen und so der allmächtigen Gottheit seine Dankbarkeit für Gattin, Kinder, Jagdbeute usw. zu bezeugen. Auch dabei könnten der hier als alleiniger Erfinder der bildenden Künste dargestellte „*Erstbildner*“ (41) und seine Sippe persönlich für die Verbreitung dieser völlig neuartigen Kunsttechnik gesorgt und ihre religiöse Bedeutung gleich mitverbreitet haben.

- Das dritte Lebensbild (45-56) beschreibt eine Menschengruppe, Jahrtausende nach den ersten Bilddarstellungen lebend, welche sich Schritt für Schritt unter einander entfremdet haben könnte, indem ein Teil weiterhin auf die allmächtige Gottheit vertraute, ein anderer hingegen mehr Zutrauen zu den eigenen Fähigkeiten entwickelte – bis hin zur Gottesleugnung.

Der von Müller-Karpe hierfür gewählte Gegensatz zwischen „*traditionsbewusst*“ und „*progressiv*“, den er allerdings „*als geistige Spannung innerhalb der einzelnen Gemeinschaften ..., letztlich sogar innerhalb jedes Menschen*“ verstanden haben möchte (56), ist meines Erachtens trotzdem unglücklich gewählt. Als Grund dafür möchte ich anführen,

dass „progressiv“ - egal ob in Gemeinschaften oder in Einzelnen - durchaus keine negative, weil religiös und ethisch vermeintlich rückschrittliche Bedeutung haben muss, wie sie der Autor voraussetzen scheint. Umgekehrt kann man angesichts der bekannten Religionsgeschichte doch wohl kaum vom „Traditionsbewussten“ als dem ethisch-religiösen „Guten“ sprechen, auch weil gerade darin sehr viel Nachahmung und zu wenig eigenes Erkennen enthalten sein können.

Trotzdem möchte ich insgesamt meinen, dass es dem Autor gelang, recht gute Bilder vom vorbildlichen spirituellen Leben zu zeichnen, wobei stets eine Art der Meditation als grundlegend angesehen wurde. Ebenso arbeitete er immer wieder die Verbindung von Gottesverehrung und Menschenliebe (Philanthropie) heraus.

Der Autor überrascht allerdings mit einer problematische Beziehung zur Rolle des Wortes als Ursprung der Erkenntnis – übrigens ganz unbiblisch, denn „Am Anfang war das Wort ...“, wie es im Johannes-Evangelium 1,1 heißt. Zwar lässt er den „Erstmenschen“ auch die ersten Worte finden, was aber angesichts der komplexen Kommunikation schon bei Tieren zumindest fragwürdig erscheint. Noch merkwürdiger ist, dass er dem Phänomen Prophetentum, das heißt dem durch Wortempfang begründeten Berufen-Sein durch die allmächtige Gottheit, der daraus resultierenden Berufungs-Gewissheit und dem nachfolgenden Auftrag zu lehren (Mission), für die Urzeit keinerlei Bedeutung zuzumessen scheint. Dem widerspricht, dass alle Religionen, deren historischen Ursprung wir (noch) kennen, ursprünglich auf solchem Wortempfang (Offenbarung) beruht haben!

Müller-Karpe schrieb (S. 52) über die seiner Ansicht nach bereits vom Frühmenschen gepflegte Vorstellung vom Leben nach dem Tode: *„Demnach war sein Sterben im Grunde eine Vollendung, im Sinn eines vollen Eingehens in die Ewigkeit, von der ihm zu seinen Lebzeiten bereits (bzw. nur) ein Schimmer zuteil geworden war.“* Kurz davor erwähnte er die Wahrnehmung einer *„Gottesewigkeit, die sich als Wahrheit jeder ‚Vorstellung‘ entzog.“*

Zu ergänzen wären hierzu Vorstellungsmodelle, welche von Mystikern und Propheten verwendet wurden, indem sie das Verhältnis des inneren menschlichen Selbstes zur „Gottesewigkeit“ gelegentlich als Tropfen in einem Meer oder als Funken aus einem Feuer versinnbildlichten, woraus dann der Rückschluss auf die Unsterblichkeit der Seele gezogen werden kann.

Ein hoch interessantes, wenngleich unauffällig benanntes „Nachwort“ schloss der Autor diesen Lebensbildern an (S. 57-71). Es enthält die beiden Abschnitte *„Geschichtswissenschaftliches Bild vom paläolithischen Menschen“* und *„Bedeutung des Urmenschenbildes für unsere Gegenwart“*. Darin zog H. Müller-Karpe alle Register seiner umfassenden Kenntnisse über die frühe Menschheits-Entwicklung, wodurch dieses Nachwort meiner Ansicht nach den wissenschaftlichen Höhepunkt des Büchleins darstellt.

Auch vom Umfang her etwa die zweite Hälfte des Gesamttextes stellt die Autobiographie H. Müller-Karpes dar (S. 72-140). Diese Biographie erleichtert das Verständnis auch für alle anderen zahlreichen Werke des Autors beträchtlich, da er nun seinen persönlichen Weg zur Archäologie ausführlich beschrieb, der beständig von religiöser Suche begleitet war und letztlich zur Religion als Zielvorstellung geführt hat:

Seine Kindheit verbrachte der bereits als Kleinkind schwer Erkrankte in seinem evangelischen Elternhaus im hessischen Hanau und begann 1936, im Alter von 11 Jahren, mit dem Sammeln von Münzen, was er *„noch lange als seinen ‚geistigen Geburtstag‘“* wertete (75). Sein Interesse und Geschichtsbewusstsein entfalteten sich allmählich. Es folgten erste Publikationen bereits im Jugendalter (76) und archäologische Arbeiten im Rahmen eines studentischen Ausgleichsdienstes in Österreich (76f.). Der Autor war wegen seiner Erkrankung nicht zur Kriegsteilnahme gezwungen worden, nahm jedoch trotzdem freiwillig teil, obwohl er den Grund für diesen seinen inneren Antrieb noch nicht gekannt habe (77f.). Diesen fand er in der Kriegsgefangenschaft im belgischen Stenay, wo er anscheinend

hauptsächlich an seiner religiösen Selbstfindung arbeitete (80-83). H. Müller-Karpe wollte nach dem Krieg Gemeindepfarrer werden, begann aber auf Einfluss von Prof. Gero von Merhart und auf Grund günstiger Umstände hierfür alsbald mit dem Studium der Vorgeschichte, wie dies während des Krieges bereits sein Plan gewesen war (84-88). Es folgte eine Bilderbuch-Karriere mit erfolgreichen Großprojekten wie etwa „Handbuch der Vorgeschichte“, „Prähistorische Bronzefunde“ (PBF) oder „Beiträge zur allgemeinen und vergleichenden Archäologie“ (BAVA). Begleitet wurde sie vom Aufbau einer Familie und anhaltender Suche nach religiöser Wahrheit. Letztere führte ihn 1954 zum Eintritt in die Römisch-Katholische (96) und 1985 in die (Russisch-)Orthodoxe Kirche (116).

Anlässlich einer Reise nach Sibirien beschrieb er seine spirituelle Begegnung mit einer Schamanen-Familie (113) und während einer Indienreise mit einem Hindupriester (117). Den Buddhismus scheint er nicht in seine persönlichen Überlegungen einbezogen zu haben, obwohl ihn Predigten Romano Guardinis in München beeindruckten (92), welcher bereits 1937 Buddha und Jesus mit einander verglichen hatte. Trotz seiner freundschaftlichen Kontakte nach Israel (105) bezog H. Müller-Karpe auch das Judentum kaum in seine autobiographischen Gedanken ein (nur kurz auf S. 74 u. 115), was angesichts seiner intensiven Schilderung der Hitlerzeit etwas überrascht - zumal auch seine Heimatstadt Hanau ein Schauplatz fotografisch gut dokumentierter Juden-Deportation war.

Schließlich sei aber auf das große Engagement H. Müller-Karpes für die christliche Ökumene hingewiesen, das glaubhaft aus seinem Lebensweg hervorgeht (81f., 96f., 125-129).

www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensioner – Reviews, Adoranten 2008, S. 1-10 (2009)



I. Vor 12.000 Jahren in Anatolien - Die ältesten Monumente der Menschheit, herausgegeben vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2007 (ISBN 987 3 8062 2072 8); 392 Seiten mit (laut Verlagsangabe) etwa 600 meist farbigen Abbildungen; gebundene Buchhandels-Ausgabe mit Schutzumschlag: 39,90 Euro; broschiierte Museums-Ausgabe: 24,90 Euro.

Der gewichtige Band gliedert sich in zwei Hauptteile: Aufsätze (S. 25-256) und Katalog (267-373), denn es handelt sich um die Begleit-Literatur zur „Großen Landesausstellung in Baden-Württemberg 2007“, welche unter der Schirmherrschaft des türkischen Staats- und des deutschen Bundes-Präsidenten stattfand.

Beide Präsidenten und drei weitere Politiker betonten in ihren Grußworten (S. 8-12) das Völker-Verbindende dieser Ausstellung und die wichtige Rolle Anatoliens in der Zeit früher menschlicher Sesshaftigkeit, was erst seit etwa 25 Jahren allmählich ins Bewusstsein getreten sei. Der Katalogteil enthält 415 Nummern, wovon 387 Exponate (laut S. 11) Leihgaben aus der Türkei waren.

In seiner Einleitung wies der Direktor des Badischen Landesmuseums, Harald Siebenmorgen, darauf hin (S. 20-23), dass die neuen Entdeckungen im östlichen Mittelmeerraum zum Lebenswandel in die Sesshaftigkeit hinein eine archäologische Sensation darstellen, die gezeigten Funde und Befunde – teilweise eigens angefertigte Kopien monumentaler

Architektur – sehr aktuell und viele Fachleute an der Vorbereitung dieser bislang einzigartigen Ausstellung beteiligt gewesen seien.

Den ersten Aufsatzteil des Buches (Die neolithische Revolution in Vorderasien und Anatolien) eröffneten Harald Hauptmann und Mehmet Özdoğan mit einem Grundlegenden Artikel über „Die neolithische Revolution in Anatolien“ (S. 26-36), worin sie z. B. Basisbegriffe wie Neolithikum (1865/85 geprägt), Neolithische Revolution (1925/36), Fruchtbarer Halbmond (1926/38), Akeramikum (1936/60), PPN A/B (Pre-Pottery Neolithicum A/B; 1957) und Natufien (1994) erläuterten. Für die wichtigsten türkischen Fundorte zwischen 10.500 und 5.000 v. Chr. finden wir auf S. 28 eine vergleichende Zeittabelle. Die größte Zeitspanne zeigt dabei der Fundort Cayönü in der Südost-Türkei, welcher die einzigartige Abfolge vom Epipaläolithikum über PPN A und B bis zum Keramikum, somit die Zeit von etwa 10.100 bis ca. 6.200 v. Chr. umfasst!

Durch die archäologischen Stätten südlich des Osttaurus-Gebirges und nördlich der türkisch-syrischen Grenze habe sich unser Bild von der Entstehung des Neolithikums im Verlaufe der vergangenen 45 Jahre geradezu revolutionär verändert: Geplante Großsiedlungen mit Werkstattbereichen, monumentale Gemeinschafts- und Sakralbauten, steinerne Großplastik, Terrazzoböden und (regelmäßige) Kupferverhüttung müssen jetzt um bis zu etwa 6.000 Jahre – also von ca. 3.500 bis auf ungefähr 9.500 v. Chr. – vordatiert werden!

Einer architektonisch-künstlerisch-organisatorischen Blüte in den beiden vorkeramischen Phasen (PPN A, ca. 9.700-8.800 v. Chr., und PPN B, etwa 8.800-7.000 v. Chr.) folgte als Neuerung in Vorderasien die Verwendung von Gefäßkeramik, aber ungefähr gleichzeitig ein Niedergang in den zuvor blühenden Bereichen, dessen Ursachen bisher nur vermutet werden können.

Vielleicht waren daran auch Veränderungen beteiligt, auf die sich Trevor Watkins im anschließenden Artikel „Der Naturraum in Anatolien. Ein Zusammenspiel von Klima, Umwelt und Ressourcen“ bezog (S. 37-47), wobei es auch um Eingriffe der Menschen durch beginnende Pflanzen- und Tierzucht geht.

Es folgt im zweiten Aufsatzteil (Die Ursprünge der neuen Lebensweise im Südosten der Türkei) Olivier Aurenche mit seiner Darstellung über „Das ‚Goldene Dreieck‘ und die Anfänge des Neolithikums im Vorderen Orient“ (50-65). Dabei zeigt die Kartierung auf S. 52 doch wohl eher ein ‚Goldenes Trapez‘ im Norden des fruchtbaren Halbmondes – als Ursprungsgebiet des Neolithikums – am Schnittpunkt dreier epipaläolithischer Kulturen (Natufian von Süden, Zarzian v. Osten und Trialetian v. Norden)! Noch stärker als im Artikel von Hauptmann/Özdoğan geht es hier um die Entwicklung der Gebäudeformen. Zusätzlich finden wir farblich abgehobene Text- und Bildkästen über die frühen Fundstätten Hallan Cemi (S. 55f.: Michael Rosenberg), Cafer Höyük (57: O. Aurenche) und Cayönü (58f.: Asli Özdoğan) – alle verfasst von deren Ausgräbern!

Danach ein für unsere Adoranten-Leser/innen vermutlich besonders wichtiger Artikel von H. Hauptmann und Klaus Schmidt: „Anatolien vor 12.000 Jahren - Die Skulpturen des Frühneolithikums“ (66-82), worin v. a. die möglichen kultischen Bezüge der in jener Zeit erstmals auftretenden Großplastiken erörtert wurden. Markante Stichworte sind etwa: Totempfahl, Vogelmenschen, Kultbild, „Gefährliche Erscheinungen“, T-Pfeiler und Monolithen. Meine in Adoranten 2002/03 (S. 63, 77-79) aufgestellte Vermutung, dass die kultisch-mythische Bedeutung von Vogel-Darstellungen bereits aufs Neolithikum zurückgehen dürfte, finden wir hier nun bis in dessen Beginn hinein mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bestätigt, so dass man jetzt sogar an deren paläolithischen Ursprung denken könnte!

Hingegen wurden in diesen Zusammenhängen keine Hinweise auf die Verehrung einer „Großen Göttin“ gefunden, wie sie bis vor kurzem für die frühneolithische Zeit vermutet wurde. Klaus Schmidt verfasste als Ausgräber von Göbekli Tepe – einer Art anatolischem

Stonehenge, nur wesentlich älter – selber den Text-Bild-Kasten über diesen Fundort (74f.). Besonders spektakulär sind dort die bis zu 5 m hohen, in mindestens 20 Kreisen aufgestellten Steinpfeiler mit zahlreichen Tierreliefs, welche teilweise in szenischen oder symbolischen Zusammenhängen angeordnet sind - öfters auch um wohl abstrakte Zeichen erweitert -, die insgesamt von wahrscheinlich kultisch-mythisch-sozialen Vorstellungen des Frühneolithikums berichten wollten, aber derzeit noch nicht wieder verständlich sind. Die von K. Schmidt angedeutete mögliche Beziehung zum Totenkult ist noch unbeweisbar. Ein weiterer Text-Bild-Kasten bezieht sich auf Körtik Tepe (78; von Veciki Özkaya/Oya San).

„Die Steinkreise und die Reliefs des Göbekli Tepe“ finden wir anschließend von K. Schmidt vertieft (83-96). Die zahlreichen Tierdarstellungen bleiben im Rahmen des Realistischen, sind aber bisweilen teppichartig oder unnatürlich kombiniert angeordnet. Insbesondere ein H-förmiges Zeichen ist mehrfach belegt.

Eingebettet in diesen Aufsatz finden wir Text-Bild-Kästen über Nevali Cori (86f. v. H. Hauptmann) und Gürcütepe (94 v. K. Schmidt).

Cigdem Köksal-Schmidt u. K. Schmidt machten sich auf Grund dieser und anderer Befunde Gedanken über „Perlen, Steingefäße, Zeichentäfelchen – Handwerkliche Spezialisierung und jungsteinzeitliches Symbolsystem“ (97-109). In diesem Artikel wird das große handwerkliche Können bei der Bearbeitung von Steinmaterial im Zusammenhang mit der mutmaßlichen Herausbildung sozialer Oberschichten beleuchtet. Darüber hinaus weisen einige Steingefäße, Pfeilglätter und Zeichentäfelchen Darstellungen und Zeichen auf, die als irgendwie geartete Botschaften – anscheinend zumeist bedrohlichen Inhaltes – aufgefasst werden dürften, ohne dass der Schriftbegriff im vollen Sinne hier angewandt werden könnte: „Doch das kulturelle Gedächtnis der Steinzeit war offenbar mit einem weithin bekannten Symbolsystem ausgestattet, das mittels ‚heiliger Zeichen‘ piktografische Notierungen erlaubte (109).“

Ich merke hierzu an, dass Ähnliches im Hinblick auf australische Ureinwohner, indianische Völker und vermutlich bereits von einer Darstellung („Inschrift“) der noch altsteinzeitlichen La Pasiega-Höhle (Spanien) gesagt werden mag.

Eingeschoben sind wieder Text-Bild-Kästen über die Fundorte Mezraa-Teleilat (S. 100 v. M. Özdoğan) und Akarcay Tepe (105 v. Mihriban Özbasaran).

Der dritte Aufsatzteil (Peripherie oder Zentrum – Zentralanatolien im Neolithikum) beginnt mit „Das Neolithikum in Zentralanatolien – Entstehung und Entwicklung“ von M. Özbasaran und Maria Cutting (112-125), wonach Zentralanatolien bereits nicht mehr zum Ursprungsgebiet des Neolithikums zu rechnen ist.

Eingefügte Text-Bild-Kästen behandeln Asikli Höyük (114 v. Ufuk Esin), Musular (117 v. M. Özbasaran), Pinarbasi (123 v. Douglas Baird) und Catal Höyük (124f. v. Ian Hodder). Zum letzteren Fundort sei bemerkt, das I. Hodder seit 1993 die berühmt gewordenen Grabungen von James Mellaart (1961-65) fortgesetzt, die damaligen Befunde – gerade auch die künstlerischen – überprüft hat und den Grabungsplatz für die Nachwelt offen zu konservieren bestrebt gewesen ist. Die Nachuntersuchungen ergaben, dass die von wahrscheinlich kultisch-mythischen Darstellungen besonders durchwirkten Häuser („Schreine“) tatsächlich auch bewohnt waren.

M. Cutting nahm sich „Wandmalereien und -reliefs im anatolischen Neolithikum – Die Bilder von Catal Höyük“ noch etwas detaillierter vor (126-134). Wichtige Stützen für den vermeintlichen Kult einer „Muttermuttergöttin“ gerieten dabei ins Wanken, weil die betreffenden Figuren z. T. Bären Darstellungen sein dürften (128). Cuttings Versuch, das Bild „Siedlung mit Berg/Vulkan“ in „Honigwaben neben Leopardenfell“ umzudeuten, wirkt hingegen nicht überzeugend (132). Sie beschrieb die Ausgestaltung der Häuser in „dramatischen und – zumindest in unseren Augen – überwältigend bedrohlichen Szenen“, um am Ende zu beklagen: „Viel näher werden wir dem Verständnis, warum diese neolithischen Bauern ihre Häuser in so spektakulärer Weise ausschmückten, wahrscheinlich nie kommen“ (134). Ich

halte dies für etwas zu pessimistisch – ja, eine solche Formulierung fordert gar zur Einstellung weiterer Nachforschungen und Überlegungen auf, finde ich.

Weitere Text-Bild-Kästen beziehen sich auf Kösk Höyük (123: Aliye Öztan) und Tepecik-Ciftlik (135. Erhan Bicakci).

Der vierte Aufsatzteil behandelt „Die Ausbreitung der neolithischen Lebensweise“ und beginnt mit „Die jungsteinzeitlichen Siedlungen im südwestanatolischen Seengebiet“ von Gülsün Umurtak (138-149) - mit eingefügten Text-Bild-Kästen über Bademagaci (143), Hacilar (144), Höyücek (147) und Kurucay (148), alle von Refik Duru verfasst, dem Leiter der Ausgrabungen im betreffenden Gebiet. Dort wurden mit einander „verwandte“ Gemeinschaften erschlossen, welche gleichzeitig regionale Besonderheiten, ebenso Beziehungen nach Zentral- und Westanatolien bzw. der Ägäis entwickelt hatten (149).

Entsprechend beschäftigte M. Özdoğan „Von Zentralanatolien nach Europa – Die Ausbreitung der neolithischen Lebensweise“ (150-160) und er wies dabei auf eine ost-westgerichtete Wanderungs-Bewegung hin, beginnend am Übergang vom PPN B zum Keramikum (um 7.000 v. Chr.). Dabei seien Führungskräfte bzw. eine Art von Geistlichkeit (Sakralherrscher?) im zentralanatolischen Bereich verblieben, während der bäuerliche Teil der Zivilisation nach Westen ausgebreitet wurde (153).

Text-Bild-Kästen finden wir hier zu „Iipinar und Mentese – Frühe Siedlungen in der östlichen Marmararegion“ (154f.: Jacob Roodenberg & Songül Alpaslan_Roodenberg), Asagi Pinar (159: M. Özdoğan), Ulucak Höyük (161: Altan Cilingiroglu) sowie „Die prähistorischen Felsbilder des Latmos“ (162-165: Anneliese Peschlow-Bindokat). Besonders die letzteren dürften für unsere Leserschaft von Bedeutung sein: Es handelt sich um Malereien wohl des 6./5. Jt.s v. Chr. in Westanatolien, die wahrscheinlich „Familienszenen“ darstellen: Geselligkeit, Tanz, Hochzeit, Riten für Zeugung und Geburt scheinen deren Themen zu sein.

Sodann bearbeitete Jean Guilaine „Die Ausbreitung der neolithischen Lebensweise im Mittelmeerraum“ (166-176), ausgestattet mit aufschlussreichen Kartierungen (171) und Tabellen (175f.), wobei die Mittelmeer-Inseln ab dem 9. Jt. v. Chr. per Boot und Schiff erreicht worden sein mussten. Die neolithische Kultur kam anscheinend aber erst um 6.000 v. Chr. in Ägypten an, weil es dort noch reichlichen Wildbestand gegeben haben könnte (173).

Entsprechend verwundert nicht, dass – entgegen dem, was ich einst in der Universität lernte – die ersten Katzen nicht dort, sondern nach neuen Befunden bereits zuvor auf Zypern gezähmt wurden (168), z. B. am 2004 veröffentlichten Fundort Shillourokambos (9./8. Jt. v. Chr.).

Jens Lüning schrieb den für die Archäologie Mitteleuropas besonders wichtigen Artikel „Bandkeramiker und Vor-Bandkeramiker. Die Entstehung des Neolithikums in Mitteleuropa“ (177-189): Jene weit verbreitete und anfangs ziemlich einheitliche Ackerbau-Kultur nahm wahrscheinlich ihren Ursprung in Nordwest-Ungarn und der Südwest-Slowakei, ging vermutlich aus der Starcevo-Körös-Kultur des Balkans hervor. Anscheinend führten religiöse und/oder ideologische Auseinandersetzungen zu Abspaltung und Auswanderung von Bevölkerungsteilen aus dem Balkan. Noch nicht neolithisierte Stämme im Westen wurden zum Teil missionsartig schnell „bandkeramisiert“. In Südwest- und West-Deutschland lebten zuvor wohl schon Hirten der La Hoguette-Kultur, welche bereits Gefäßkeramik herstellten. Die frühesten bandkeramischen Siedlungen hatten nach heutigen Erkenntnissen eine Gründer-Generation, welcher ein nachfolgender Ahnenkult zuteil wurde, was aus den aufgefundenen Tonfiguren erschlossen werden könnte. Nach bestimmten Funden zu urteilen hielten die aus dem Ursprungsgebiet Ungarn/Slowakei stammenden Bevölkerungsteile den Kontakt mit ihrer Heimat über längere Zeit hin aufrecht. Tonfiguren in Menschengestalt lassen überdies zahlreiche Eigenheiten der Bandkeramiker bezüglich Kleidung, deren Verzierung, Haartracht, Kopfbedeckungen, Sitzmöbeln und Gestik erkennen, welche für die Religions- und Sozial-Geschichte dieser Zeit aufschlussreich sein dürften. Patri-Lokalität und -Linearität, die Verwendung bestimmter Clanzeichen und priesterliche Zeremonien sind weitere zu erschließende Wesenszüge dieser im 6. Jt. v. Chr. nach Mitteleuropa gelangten Kultur.

Der fünfte Aufsatzteil behandelt „Handwerk und Kunst“, beginnend mit „Kleinkunst und Großplastik. Menschendarstellungen von Vorderasien-Anatolien bis in den Donaauraum“ von Svend Hansen (192-206). Die altsteinzeitlichen Figuren erscheinen etwas verschieden von den jungsteinzeitlichen: erstere mit gesenkten Köpfen und eingeknickten Beinen, letztere mit erhobenen Köpfen und nach oben gerichteten Blicken, dazu gestreckten Beinen. Das offenkundig beabsichtigte Zerbrechen von Kleinplastiken bei Ritualen der Jungsteinzeit wurde bereits bei der Herstellung berücksichtigt (Soll-Bruchstellen!). Oft in der Literatur beschworene matriachale Darstellungen („Muttermgöttinnen“) gelten heute als nicht nachgewiesen bzw. für unwahrscheinlich! Die älteste bisher gefundene menschliche Großplastik (aus Urfa; wohl 2. Hälfte 9. Jt. v. Chr.) ist eindeutig männlich; noch ältere Großplastiken tragen Züge von Totempfählen. Diese Großplastiken verschwanden anscheinend ungefähr mit der Einführung von gebrannter Gefäßkeramik etwa 7.000 v. Chr., um erst in Sumer und Ägypten während der 2. Hälfte des 4. Jt.s v. Chr. wieder in Mode zu kommen. In der Zwischenzeit sind kleine Tonstatuetten (Figurinen) sehr verbreitet gewesen. Bei diesen wurden oft bestimmte körperliche Merkmale und Gesten (über)betont. Trotzdem wirken Darstellungsarten und Herstellungs-Techniken durchaus vielfältig.

Hansen gab den durch V. G. Childe aufgebrauchten Begriff „Neolithische Revolution“ als erst „in den 1930er Jahren“ geprägt an (192), obgleich auf S. 26 das Jahr 1925 dafür genannt wurde. Nach Wikipedia benutzte L. L. G. de Mortillet schon 1897 das Wort „Revolution“ im Zusammenhang mit dem Neolithikum. Aber angesichts des sehr allmählichen Prozesses der Umstellung auf neolithische Lebensweisen in Westasien könnte man meines Erachtens dort heute vielleicht eher von „Neolithischer Transformation“ sprechen.

Über „Das Schwarze Gold der Steinzeit – Obsidian in Anatolien“ schrieben Nur Balkan-Atli und Marie-Claire Cauvin (207-217). Jener Rohstoff für Steingeräte gelangte bis nach Süd-Mesopotamien und zum Negev, wobei in diesen Fällen der Besitz des ortsfremden Materiales als Statussymbol oder Prestigeobjekt angesehen werden kann.

Eingeschoben ist ein Textkasten auf S. 213: „Kaletpe – ein neolithischer Obsidianwerkplatz“ (von N. Balkan-Atli und Didier Binder).

Es folgt U. Esin mit „Früheste Metallurgie in Anatolien“ (214-216). Die Herstellung von Kupferperlen aus natürlichem Kupfer (gediegen) ist dort bereits fürs 9. Jt. v. Chr. belegt und damit älter als die gebrannte Gefäßkeramik Anatoliens.

Laurens C. Thissen schrieb dazu gleich anschließend „Die Anfänge der Keramikproduktion in der Türkei – ein Überblick“ (218-229). Figurinen, Spiel- und Zählsteine aus gebranntem Ton wurden dort und in Nordsyrien bereits im 9. Jt. v. Chr. verwendet; auch Kleingefäße aus unabsichtlich gebranntem Lehm wurden gelegentlich in Brandschichten gefunden. Es gab sogar mit Gips bestrichene Körbe, bevor um 7.000 v. Chr. echte gebrannte Gefäßkeramik im betreffenden Gebiet aufkam. Wie Thissen bemerkte (220), kann heute der Beginn von Sesshaftigkeit und Landwirtschaft nicht mehr als Ursache der Erzeugung gebrannter Tongefäße angesehen werden, da in China (15. Jt. v.), Sibirien (ab 14.000 v.) und Japan (spätes 12. Jt. v. Chr.) das Kochen in gebrannter Gefäßkeramik bei eindeutig vorneolithischen Jäger-Sammlerinnen-Fischer-Gesellschaften gut belegt ist! Merkwürdig erscheint mir, dass an dieser Stelle nicht erwogen wurde, ob nicht vielleicht die ostasiatische Keramik-Technologie im Verlaufe von über 7.000 (!!!) Jahren durch Ideen-Ausbreitung oder Fernhandel nach Westasien gelangt sein könnte. Wäre eine solche Vermutung denn absurd? Hierfür sprächen auch die im vorliegenden Band nicht erwähnten, neueren Befunde aus Nordafrika (insbesondere Mali, aber auch Niger, Libyen und Algerien), wo gebrannte Gefäßkeramiken aus dem 10./9. Jt. v. Chr. – wiederum in Jäger-Sammlerinnen-(Fischer?)-Gesellschaften – vorkommen (vgl. Spektrum der Wissenschaft, Heft 8/2008, S. 62-67). Die (erst!) im 7. Jt. v. Chr. in Westasien zögerlich und uneinheitlich aufkommende Gefäßkeramik scheint praktischen Zwecken (z. B. Aufbewahrung von Lebensmitteln) gedient zu haben; erst gegen Ende des 7. Jt.s wurde sie prächtig und war dann wohl auch eine Art Statussymbol.

Willeke Wendrich befasste sich mit dem Thema „Neolithische Korbflechterei“ (230-235), basierend auf fünf verschiedenen Herstellungs-Verfahren, denen sie hohen technologischen Standard zuerkannte: Behälter – auch für Flüssigkeiten(!) – Boden- und Schlafmatten trugen wahrscheinlich erheblich zur Lebensqualität neolithischer Menschen bei. Darüber hinaus kamen Korb- und Flechtwaren für Bestattungen, besonders von Neugeborenen, zum Einsatz – ebenso beim Toten- und Opferkult, wie es scheint.

Der sechste Aufsatzteil handelt vom „Leben und Sterben in der Steinzeit“. Basak Boz schrieb „Aus dem Leben im Neolithikum – Einblick in die damalige Lebensweise nach Befunden von Skelettüberresten“ (238-245), wobei es hauptsächlich um den archäologisch fassbaren Gesundheitszustand damaliger Menschen geht: Die Auswirkungen zunehmend stärkehaltiger Nahrung und des Kochens auf die Zahngesundheit, wobei nach den Befunden Frauen und Männer dieselbe Nahrung zu sich nahmen. Häufige Überbeanspruchungen von Gelenken und Wirbeln durch schwere Lasten, vorwiegend bei Frauen(!); häufige kniende Tätigkeiten bei beiden Geschlechtern führten zu Bein- und Fußverformungen; Mangel und Stress bewirkten oftmals Kleinwuchs; negativer Einfluss von Wasser im Ohrbereich; durch Stürze verursachte Schädel-Verletzungen; poröse Knochen durch Eisenmangel; Geburtsumstände mit Todesfolge für die werdenden Mütter vor dem 30. Lebensjahr waren normal; Lungenkrankheiten durch starken Rauch in (fast) geschlossenen Räumen (Ruß an Rippen-Innenseiten!) sind besonders bei älteren Menschen der Steinzeit belegt – insgesamt ein, körperlich gesehen, sehr beschwerliches Leben!

Clemens Lichter verfasste „Geschnitten oder am Stück – Totenritual und Leichenbehandlung im jungsteinzeitlichen Anatolien“ (246-257). Die Lebenserwartung im Neolithikum betrug ein wenig mehr als 30 Jahre; der Tod – oft auch durch heute harmlos erscheinende Ursachen – war alltäglich. Landbesitz, der an die Abstammung gebunden war, führte wahrscheinlich zu neuen Einstellungen gegenüber den Ahnen. Eines der ältesten (vorneolithischen!) Gräber (ca. 60.000 v. Chr.) in Israel zeigte wohl schon die bewusste nachträgliche Entnahme des bereits entfleischten Schädels. Diese Sitte wurde im Frühneolithikum üblich und auf (noch nicht entfleischte) Köpfe von Verstorbenen ausgeweitet. In einem Gebäude des Fundortes Cayönü (südlicher Osttaurus), in dem auch Opferhandlungen stattfanden, sammelte man Schädel und Langknochen (PPN B). In diese Zeit fiel auch das Aufkommen von mit Ton oder Gips übermodellierten Schädeln, die wohl von Verwandten der Toten „sonderbehandelt“ wurden, wobei Geschlecht und Alter der Verstorbenen keine Rolle spielten. Bestattungen fanden vielfach unter Häusern und in Siedlungen – allerdings in hygienisch ausreichender Bodentiefe – statt. Jedoch entspricht die Zahl dieser Gräber nicht der zu erwartenden Anzahl der Toten, was bedeutet, dass ein Teil derselben bis heute nicht auffindbar gewesen ist! Kleinkinder wurden meist im Herd- und Eingangsbereich bestattet. Die insgesamt geringe Zahl aufgefundener Begrabener könnte durch „Luftbestattungen“ erklärt werden, indem Geier und andere Tiere die Aufgabe der Leichenbeseitigung übernommen hätten. Jedoch erinnern aus dieser Zeit vorhandene bildliche Darstellungen eher an mythische als an reale Wesen. „Geier“ und „Kraniche“ erscheinen in Tier-Mensch-Mischgestalt bei Totenritualen und sollten wohl den Übergang der/des Toten in „eine andere Welt“ fördern (256f.).

Ich möchte hier an die viel späteren Vogelmenschen-Darstellungen etwa des Grabhügels von Kivik/Schweden erinnern, wo diese offenkundig ebenfalls die Bestattung begleiteten – seien sie nun Ahnen, mythische Wesen (vgl. etwa Walküren) oder eine wirkliche und verkleidete Trauergemeinde, eventuell auch all dieses in Einem, gewesen. Am Göbekli Tepe wurden auch zahlreiche Knochen von Rabenvögeln ausgegraben, von Tieren also, die sich ähnlich Geiern als Aasfresser betätigen. Zusammenfassend zeigte sich weiterhin, dass man die Vielfalt der Bestattungsbräuche des vorkeramischen Neolithikums im Keramikum reduziert hatte, so dass man von „standardisierter Niederlegung“ der Toten sprechen kann.

Der siebte und letzte Aufsatzteil (Der Göbekli Tepe heute) besteht aus Irene Schönbergers Text „Der Wunschbaum von Göbekli Tepe und das Wallfahrtswesen in der Türkei“ (260-

265). Es war vermutlich nicht selbstverständlich, dass in einem archäologischen Buch dieser Aufsatz erscheinen konnte, der vorwiegend religions-kundlicher Art ist, weshalb ich für ihn besonders dankbar bin. Es geht dabei um den in der Türkei, Mittel- und Zentralasien verbreiteten Brauch, zu Naturscheinungen und Gräbern zu pilgern, um dort drängende persönliche Wünsche vorzubringen, insbesondere indem Textilstücke in oder an einen Baum gebundenen werden können. Ein solcher Baum steht auch auf dem Göbekli Tepe, wobei die Namen der dort bestatteten „Heiligen“ mittlerweile vergessen worden sind! Während die sunnitisch-islamische Mehrheits-Institution in der Türkei schon „bestimmte Praktiken der Volksfrömmigkeit“ unterbinden möchte (264), ist bei der schiitisch-islamischen Minderheit der Aleviten das Aufsuchen von Wunschbäumen noch ziemlich üblich, wovon besondere Segens- und Wunderwirkungen erhofft werden.

Es schließt sich der gut und farbig bebilderte Katalogteil (S. 267-373) mit 415 Ausstellungsstücken an. Der nachfolgende „Anhang“ enthält ein Glossar (Bearbeiterin: Anja von Stolberg; S. 375-377), Bibliographie (378-388), Verzeichnisse der Mitwirkenden (389-391), Leihgeber- und Bildnachweis (392).

Ich kann dieses sorgfältig hergestellte Werk der aufmerksamen Lektüre unserer Leser/innen wärmstens empfehlen!

II. DVD-ROM: Vor 12.000 Jahren in Anatolien - Die ältesten Monumente der Menschheit – Als die Jäger sesshaft wurden, hrsg. v. MediaCultura in Zusammenarbeit mit dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe u. dem SWR, Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2007 (ISBN 978 3 8062 2090 2); in praktischer DVD-Verpackung mit Farbumschlag und Faltblatt: 22 Euro.

Schon der DVD-Titel zeigt, dass es sich um eine zum oben besprochenen Buch komplementäre Veröffentlichung handelt.

Nach Einlegen der DVD ins entsprechende Computer-Laufwerk, wobei auf geeignete Darstellung und Einstellung des Computerdesigns zu achten ist, erscheint eine mit an Australien und Afrika erinnernden Klangkulisse sich nähernde Satelliten-Grafik der Erde. Es nähern sich Europa und Karlsruhe, gefolgt von einem simulierten Flug zu den Alpen (stets überspringbar mit „Weiter“), darüber hinweg zur Adria und Ägäis bis nach Anatolien, um sich dann allmählich wieder Richtung Weltall zu entfernen. Sodann erscheinen der Titel und die Untertitel der DVD mit einer im absteigenden Halbkreis angeordneten Menü-Auswahl:

Geschichte – Fundplätze – Kultur – Galerie – Film. Dieselbe Auswahl ist auch in der Textleiste oben rechts nochmals vorhanden und ebenso anklickbar.

Unten rechts finden wir die anklickbare Textleiste: Hauptmenü (unsere bereits beschriebene Auswahl) – Impressum – Partner – Index – Literatur.

Nun also zum Hauptmenü:

– „Geschichte“ bietet unten einen im Paläolithikum (Altsteinzeit) beginnenden Zeitstrahl, auf dem sich eine virtuelle Stein-Lanzenspitze bis zum Ende des Chalkolithikums (Kupfersteinzeit; um 3.000 v. Chr.) verschieben lässt.

Unter diesem Zeitstrahl befinden sich anklickbare Dateien in weißer Schrift: Altsteinzeit – Homo Erectus – Neandertaler – Homo Sapiens – Höhlenmalerei – Venus von Willendorf – Eiszeit – Natufien – Jüngere Dryas (die Überschriften der beiden zuletzt genannten Dateien wurden allerdings vertauscht programmiert!) – PPNA – Anatolien – Fruchtbarer Halbmond – Jericho – Irak/Syrien – Sesshaftigkeit – T-Pfeiler – Ackerbau – Neolithische Revolution – PPNB – Viehzucht – Skulpturen – Jordanien – Keramik (mit Catal Höyük Ost und Hacilar) – Europa – Kupfer – Anatolien (gleichnamig wie oben, aber anders!) – Jungsteinzeit Mitteleuropa.

Unter diesen Dateien und ab 6.000 v. Chr. auch darüber befinden sich in gelber Schrift anklickbare Fundplätze, wobei Hacilar inkonsequent weiße Schrift aufweist.

Der obere Teil des Bildschirms zeigt links stets eine Tafel oder Fundabbildungen, zum Teil vergrößerbar, mit Kurzbeschreibung darunter. Rechts daneben finden wir ausführlichere, manchmal mehrseitige Texte.

– Die Türkeikarte „Fundplätze“ zeigt 29 anklickbare Fundorte. Erst bei Berührung mit dem Cursor erscheint der Name des jeweiligen Fundplatzes auf dem Bildschirm. Nach dem Anklicken finden wir wieder rechts oben die manchmal mehrseitigen Texte und links die zum Teil wieder vergrößerbaren Bilder mit Beschriftung. Rückkehr zur Türkeikarte mit Fundplätzen ist oben rechts auf deren Miniatur möglich.

Folgenden Fundplätzen kann man sich im simulierten Satellitenflug nähern: Asikli Höyük, Catal Höyük, Cayönü, Göbekli Tepe, Hacilar, Ilipinar und Nevali Cori.

360 Grad-Panoramen zum optischen Kennen-Lernen der heutigen Umgebung alter Siedlungsplätze gibt es von Akarcay Tepe, Asikli Höyük, Bademagaci, Can Hasan, Catal Höyük, Göbekli Tepe, Görüklük Tepe bei Suberde, Kurucay, Mezraa-Teleilat und Musular.

Drehbare 3 D-Modelle werden von Catal Höyük (Hausinneres), Göbekli Tepe (Pfeileranlagen; selbstdrehend!) und Kaletepe (Obsidian) angeboten.

Aus Ilipinar finden wir sogar ein Video vor, das die Ausgrabungen Jacob Roodenbergs von 1989 dokumentiert.

Anders als im Begleitband wird der Siedlungshügel Akarcay Tepe „als bislang ältester Nachweis von (Gefäß-)Keramik in Anatolien und Nordsyrien“ bezeichnet.

Bei den hier aus Göbekli Tepe angegebenen Vogelmotiven wurde hingegen der Geier vergessen, ebenso unter den übrigen Tieren der Skorpion (S. 3). Dafür aber teilten die Autoren (Jürgen Franssen und Jürgen Süß) eine These des Ausgräbers Klaus Schmidt mit, nach der ein Schlangenbündel das Übel symbolisiere und ein Widder eine Art Sündenbock, wie er ähnlich aus der israelitischen Thora und hethitischen Ritualen belegt ist. Dortige Darstellungen von Kranichen verbanden die Autoren mit Tänzen der Partnerwerbung und Lebensfreude. „Eventuell sind wegen der Form der Knie, die anatomisch denen von Menschen ähneln, als Kraniche verkleidete Menschen gemeint.“ (4) Das am häufigsten auf T-Pfeilern abgebildete Tier ist bisher der Fuchs, dessen Reste aber „im Knochenmaterial am seltensten nachzuweisen“ sind – also eher ein „heiliges“ Tier? (6) Zur Erklärung der T-Pfeilerform heißt es (9): „Laut Schmidt erinnern die Bilder an spätere mesopotamische Ziegendämonen. Die Figuren seien übernatürliche Wesen, aber keine Götter“.

Weiterhin habe Schmidt vermutet, „dass die Jägernomaden des Göbekli Tepe zu Beginn des 8. Jts v. Chr. auf dem Gürcütepe sesshaft wurden und zum Ackerbau übergingen“ (S. 5 zu Gürcütepe). Hallan Cemi belegt den Übergang vom mobilen zum sesshaften Jäger, wobei Wildschweine „hier zumindest zeitweise gehalten wurden und als Anzeichen für frühe Tierhaltung gelten“. Anders war dies etwa in Kurucay Höyük (7. bis 3. Jt. v. Chr.), wo „ausschließlich wilde Tiere“ nachweisbar waren (S. 4 dieses Fundplatzes). In Musular wurden auch keine Reste von Haustieren gefunden, aber Spuren von Getreideanbau (zu Musular, S. 2). Die totempfeiler-artige Kombination von Menschenkopf und Vogel „wird als Hinweis auf den Schädelkult und Verbindung zum Jenseits verstanden“(zu Nevali Cori, S. 5).

– „Kultur“ bietet im Vollkreis angeordnet folgende zehn Abteilungen von oben im Uhrzeigersinn an: Haus & Siedlung – Ernährung – Familie & Gesellschaft – Kleidung & Schmuck – Lebensverhältnisse – Kontakte & Handel – Steintechnologie – Wirtschaftsformen – Bestattung – Kult & Religion. Auch hier wurde das schon bekannte Aufteilungsschema von Text und Bildern mit Unterschrift durchgehalten. Unter Kontakte & Handel finden wir wieder unseren 3 D-Obsidian (vgl. Fundplatz Kaletepe), der natürlich auch gut zum Thema Steintechnologie gepasst hätte. Hier sei bemerkt, dass beim Fundplatz Tepecik dieses „Vulkanglas“ mit einem falschen Artikel als „das Obsidian“ bezeichnet wurde.

Der Abschnitt über Familie & Gesellschaft ist sehr differenziert ausgearbeitet und lesenswert. Die Autoren referierten des Öfteren Thesen der Ausgräber, besonders K. Schmidts (vgl. oben). Dieser hatte z. B. die Ansicht vertreten, dass frühneolithische Gesellschaften durch die

Beschäftigung mit der Errichtung von Kultbauten die Jagd vernachlässigt hätten, was andererseits den Ackerbau gefördert haben könnte.

Auch der Abschnitt zu Kleidung & Schmuck ist sehr lesenswert. Schafe wurden demnach im PPNB domestiziert (8.800 – 8.300 v. Chr.), aber deren Wolle anscheinend erst um 3.500 v. Chr. verarbeitet! Davor verwendete man Flachs zur Textilien-Herstellung (seit PPNA = 9.600 – 8.800 v. Chr.).

Der Abschnitt Kult & Religion enthält einen Unterabschnitt (2) mit dem Titel „Wann entstanden die Götter?“. Darin referierten die Autoren eine weitere These K. Schmidts, beruhend auf einer anderen These Jan Assmanns, dass es auf einem mythischen ‚Berg‘ der Sumerer namens Du-ku „die ersten Götter“ gegeben habe: „Der Du-ku wird dort mit der Einführung von Ackerbau, Viehzucht und Webkunst in Verbindung gebracht.“ Dies nun könne ein Hinweis auf den Göbekli Tepe sein. Die vielleicht schon altsteinzeitlichen ‚Ziegendämonen‘ kommen im folgenden Abschnitt wieder vor (3; siehe oben bei Göbekli Tepe, S. 4). Sie verweisen wohl auf schamanische Elemente (4).

.- Die „Galerie“, eine auf prähistorische Kunst und Handwerk hin orientierte Wahlmöglichkeit, bietet: T-Pfeiler (gleichnamig wie unter Geschichte, aber verschieden!) – Urfa-Mann – Statuetten – Wandmalerei – Gefäße – Waffen – Stempel. Die zuerst genannte Datei bietet als 3 D-Grafiken die schon vom Fundplatz Göbekli Tepe bekannte automatisch drehende Pfeileranlage, dazu noch einen Einzelpfeiler mit Fuchsrelief zum manuellen Drehen. Die T-Kopf-Pfeiler in Göbekli Tepe können mit den wohl etwas jüngeren Figuren der Felsmalereien des Latmos-Gebirges verglichen werden, was zur These von den ziegenköpfigen Dämonen gehören würde (vgl. oben unter Göbekli Tepe, S. 9, und Kult & Religion).

Auch die große Steinplastik des Urfa-Mannes – noch, wie ursprünglich aufgefunden, in vier Teile zerlegt – lässt sich manuell drehen. Bei den Statuetten verwundert das 3 D-Modell eines innen lediglich bemalten Hauses von Catal Höyük, wohingegen das beim Fundplatz aufrufbare 3 D-Bild plastische Verzierungen aufweist, weshalb vielleicht eine Verwechslung vorliegt. Das hier vorgestellte Modell hätte jedenfalls viel besser zum Thema Wandmalerei gepasst.

Der „Menschen-Koloss Urfa-Mann“ gilt als eine der ältesten bisher bekannt gewordenen Groß-Steinplastiken. „Allerdings wurde eine 1,6 m lange, mit ornamentalen Reliefs verzierte Steinskulptur im Wadi Hammeh (Israel) entdeckt, die bis ins Natufien zurückreicht.“

Wandmalerei diene der „kunstvollen Zimmergestaltung“, wobei gleich im ersten Unterabschnitt auf die Kranichbilder von Bouqras/Syrien aus PPNB hingewiesen wird, ebenso auf Reste echter Kranichflügel aus Catal Höyük: „Sie gehörten vermutlich zu dem Kostüm eines Tänzers.“

Der Abschnitt über „Gefäße (Stein- und Tonware)“ fängt hingegen unglaublich an:

„Eine der bahnbrechendsten Erfindungen des Neolithikums ist, dass Ton durch einen Brennvorgang hart und damit widerstandsfähiger wird.“ Hier fehlt – anders als im Begleitband – ein Hinweis auf die bis über 7.000 Jahre älteren gebrannten Keramikgefäße zum Kochen aus dem spätpaläolithischen Ostasien (China, Sibirien und Japan) völlig!

– „Film“, die letzte Wahlmöglichkeit des Hauptmenüs, besteht aus einer Dokumentation über „Das Rätsel von Nevali Cori“. Diese war 1992 von SWR/SWF durch Elke Werry und Manfred Linke gestaltet und für die Fernsehreihe „Länder – Menschen – Abenteuer“ produziert worden. Er gibt Einblick in die Ausgrabungen dieser frühneolithischen Siedlung unter Leitung Harald Hauptmanns, die sorgfältige Dokumentation, den oft anstrengenden Alltag der Ausgräber und gleichzeitig die Faszination der Beteiligten angesichts völlig neuartiger Funde, Befunde und Erkenntnisse. Bemerkenswert erscheint auch, dass diese bedeutsame Grabung unter dem Zeitdruck des mittlerweile gebauten Atatürk-Stausees durchgeführt wurde und man einen Teil der monumentalen Gebäude sorgsam abbaute, um sie

vor der gezielten Überflutung in Sicherheit zu bringen. Dieser Film ist eine lebendige und sehr kompetente Bereicherung der DVD!

– Zu den unten rechts erschienenen Abschnitten Impressum – Partner – Index – Literatur sei noch Folgendes mitgeteilt:

Zu all diesen Abschnitten ertönt dramatisch klingende Musik.

Der alphabetisch geordnete „Index“ bietet nochmals die anklickbaren Fundplätze und Sachthemen in Wort und Bild. Allerdings sind leider jene kleineren Lexikon-Texte nicht in ihm enthalten, die eingeblendet erscheinen, wenn man in den Texten Stichworte wie etwa Matrilokalität, Menhir, Radiokarbonaten, Tells usw. anklickt.

Den ziemlich reichhaltigen Ordner „Literatur“ finden wir unterteilt in Einführung & Allgemeines – Geographie & Klima – Forschung – Gesellschaft & Kulturgeschichte – Wirtschaft – Technologie & Handwerk – Religion & Magie – Siedlungsbild & Architektur – Bestattungsformen – Kunst – Fundplätze in Anatolien – Deutschland & Mitteleuropa.

Die Texte weisen eine gemischte Rechtschreibung auf, wobei hauptsächlich Tendenzen zur alten Zusammenschreibung beobachtbar sind. Die meisten Rechtschreibfehler, zumeist Auslassungen einzelner Buchstaben, erscheinen auf Computer-Bearbeitung zurückführbar und entstellen nicht den Sinn.

Insgesamt sind die Texte populärer geschrieben als im Begleitband zur Ausstellung, aber durchaus aufschlussreich. Sie werden im Allgemeinen durch die qualitätvollen Bilder sinnvoll und ästhetisch ergänzt.

III. Michael Zick, Türkei – Wiege der Zivilisation, Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2008 (ISBN 987 3 8062 2120 7); 176 Seiten mit (laut Verlagsangabe) 167 farbigen Abbildungen und 23 Karten; gebunden mit Schutzumschlag: 36 Euro.

Der als Mit-Autor und Redakteur von „Bild der Wissenschaft“ bekannte Journalist und Archäologie-Kenner schrieb diesen Band mit einer gewissen Leichtigkeit und etwas Humor, weshalb er gut und erfrischend zu lesen ist. Oft hatte er mit den Forschern gesprochen und deren Ansichten in zusammengefassten Interviews wiedergegeben, so dass er sich auf der Höhe aktueller wissenschaftlicher Erkenntnisse befindet.

Dieser reich bebilderte Band eröffnet mit einer großzügigen Kartierung der wichtigsten archäologischen Fundstätten in der Türkei, Libanon und Syrien (vorderer Innenumschlag). Es folgen eine stimmungsvolle Aufnahme des Löwentores von Hattuscha (S. 4) und das übersichtlich gegliederte Inhalts-Verzeichnis (5). Warum der Autor die Türkei als „Wiege der Zivilisation“ bezeichnet, erläuterte er in seiner Einleitung (6-9).

Drei inhaltliche Abschnitte schließen sich an, von denen der erste etwa dem Zeitabschnitt entspricht, der auch im oben besprochenen Karlsruher Begleitband behandelt wurde: „Morgenröte der Menschheit - Die Steinzeit“ (12-55).

Zusätzlich finden wir dort auch einen Unterabschnitt über die Kupfer- und Frühbronzezeit, also das 3. Jahrtausend v. Chr. (47-49), insbesondere über den Fundort Alaca Höyük, der auch in die Zeit der Hethiter hinein reicht (50f.).

Was danach folgt, sind Darstellungen der Bronze- und Eisenzeit: „Im Bannkreis der Hethiter“ (58-125) bzw. „Anatolien und die Geburt Europas“ (128-169). Die zugehörigen Unterabschnitte werden durch schnittige Überschriften eingeleitet, sind aber durchaus sachlich und sachkundig geschrieben, zugleich durch die zahlreichen Farbbilder schön dokumentiert. Insbesondere S. 118-125 sind der Einordnung Trojas in die alt-anatolische Frühgeschichte gewidmet.

Einige Fehler schlichen sich wahrscheinlich durch Computer-Bearbeitung der Texte ein, wie zum Beispiel auf S. 80 „Konditione“ statt Konditionen oder „wren“ statt waren. Im Allgemeinen ergab sich dadurch keine Sinnentstellung, wenn man vielleicht von der Karte auf

S. 78 absieht, auf der die griechisch-mykenische Stadt Tyrins als "Tyrius" verdruckt erscheint, was auch an die libanesisch-phönizische Stadt Tyrus/Tyros anklingt. Ein gewisses Erstaunen erregte in mir die Karte auf S. 34, wo das „Goldene Dreieck“, die mutmaßliche Ursprungsgegend des Neolithikums, mit der Spitze nach unten eingezeichnet ist. Das ist im Vergleich zum Karlsruher Begleitband (Trapez auf der Karte S. 52) eine deutlich verschobene und vor Allem auf den Kopf gestellte Darstellung! – Sind sich die Kolleginnen und Kollegen über die ungefähre geometrische Form dieses Gebietes etwa noch nicht einig? Zick führt uns bis in die griechisch geprägte Eisenzeit hinein, Troja und Milet im Westen, das Großreich Urartu im Osten inklusive. Eigene Darstellungen widmete er den Beziehungen der alt-anatolischen Staaten zu Assyrien und Ägypten, wobei Handel und Kommunikation besonders berücksichtigt wurden, ganz am Ende auch Philosophie und Wissenschaft (169). Bemerkenswert herausgestellt finden wir den ersten belegten Friedensvertrag der Weltgeschichte aus dem Jahre 1259 v. Chr. zwischen Hethitern und Ägyptern (84f.) In einer Zeittafel auf S. 170f. war das Anliegen, die Zeit zwischen 10.000 und 547 v. Chr. zusammenzufassen, wobei sich mindestens ein Fehler eingeschlichen haben dürfte: Das Datum für die „Eisenverhüttung in Mitteleuropa“ erscheint mit „um 600 v. Chr.“ etwas zu spät. Eisen-Gegenstände gibt es in Mitteleuropa schon seit etwa 1.000 v. Chr., wobei ab etwa 850 v. Chr. mit einer Herstellung in der Nähe der Fundorte gerechnet wird. Um 600 v. Chr. war die Eisenverarbeitung in Mitteleuropa wohl schon allgemein verbreitet. Glossar, Literatur-Verzeichnis, Orts- und Personen-Register, Bildnachweis, Danksagung und Impressum (172-176) runden den empfehlenswerten Band ab.

www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensionen – Reviews, Adoranten 2009, S. 7-17 (2010)

Hermann Müller-Karpe, Religionsarchäologie. Archäologische Beiträge zur Religionsgeschichte, Verlag Otto Lembeck (ISBN 978-87476-578-7), Frankfurt am Main 2009; 271 Seiten, Schwarzweiß-Abb. auf 45 Seiten, kartoniert, mit Schwarzweiß-Abb. Auf der farbigen Umschlag-Vorderseite; 24,- Euro.

Wie H. Müller-Karpe im Vorwort (S. 7f.) erwähnte, verfasste er die in diesem Band zusammengestellten und teilweise neu bearbeiteten Artikel über einen Zeitraum von 50 Jahren (1958-2008). Den Sinn dieser Zusammenstellung von zum Teil sehr unterschiedlichen Beiträgen gab er wie folgt an: "... zu verdeutlichen, dass die geschichtswissenschaftlich-kritische Beschäftigung mit den authentischen Religionszeugnissen früher Kulturen das Fundament ist, auf dem ein Erkenntnisgewinn zu erzielen ist ..." (7). Der jetzt etwa 85jährige, einst einer der führenden Prähistoriker Deutschlands - wenn nicht sogar Europas - legte hiermit ein gut lektoriertes Sammelwerk vor, das in Zusammenarbeit mit vielen bereits verstorbenen Kollegen entstand (S. 8). In gewisser Weise stellt es die Frucht seiner Denktätigkeit im Hinblick auf den spirituellen Hintergrund archäologischer Forschung dar: nämlich die Beschäftigung damit, was die ur- und frühgeschichtlichen Menschen gefühlt, gedacht und geglaubt haben könnten. Als solches ist es sehr zu begrüßen, da es keinen "scherbologischen" Ansatz verfolgt. Andererseits scheint es mir erhebliche Sachkenntnis von seinen Leser/innen zu verlangen. Deshalb frage ich mich ernsthaft, ob es archäologisch nicht Vorgebildeten überhaupt ausreichend zugänglich ist; denn ich gebe zu, dass seine Lektüre für mich als prä- und religions-historisch Ausgebildeten nicht einfach war, obwohl ich mich doch auch schon über 30 Jahre mit jenem Grenzbereich zwischen Archäologie und Religion beschäftige. Selbst für viele Prähistoriker dürfte der religionskundliche Schwerpunkt dieses Werkes nicht zum Alltag gehören; Ähnliches gilt wohl auf der anderen Seite für viele

Religions-Historiker im Hinblick auf die Archäologie. Jedenfalls hoffe ich, dass es seit seiner Publikation noch andere außer mir gelesen haben. Ich werde mich im Folgenden bemühen, in Kürze und Verständlichkeit einige Thesen dieser Beiträge zu skizzieren - neben Erwähnungen einiger notwendiger Kritikpunkte.

Die 13 Kapitel des Buches haben eine recht unterschiedliche Länge (Kap. VII: 5 Seiten; Kap. VIII: 74 S.), wobei Kap. IV bis VIII engere inhaltliche Verbindungen aufweisen, da sie sich im Wesentlichen mit dem 2. Jt. v. Chr. beschäftigen.

Ein Versuch vollständiger Darstellung ur- und frühgeschichtlicher Religion(en) wurde vom Autor nicht angestrebt, sondern die Beiträge zeigen Arbeitsschwerpunkte, denen er sich gewidmet hat, insbesondere aus der Bronzezeit und im Bundesland Bayern.

"I. Zur Religionsgeschichte der Urmenschheit" (S. 9-24) gründet auf nicht weniger als acht - zwischen 2001 und 2006 erschienenen - Veröffentlichungen H. Müller-Karpes (vgl. Anm. 1 u. 2 auf S. 9). Es ging dem Autor dabei um den Gegensatz zwischen geistes-geschichtlichen und materialistischen Ansätzen zur Erklärung der menschlichen Seinsweise, um die Frage einer geistigen Dimension, die Menschliches und Göttliches miteinander verbindet. Dabei setzte er sich sehr kritisch mit einigen materialistischen Anschauungen auseinander, indem er deren unhaltbare Grundlagen betonte. Geistbefähigung als Wahrnehmung des Göttlichen, Kommunikation damit, Erkenntnis eigener Kreatürlichkeit, Demut, Dankbarkeit und Verehrung sind zugehörige Schlüsselbegriffe. Die Forschung sei sicher, dass prähistorische Kunst religiösen Ursprunges war; deren Deutung als Votivgaben sei wahrscheinlich. Etwas detaillierter ging M-K. (so kürzte er sich selber ab) auf die mutmaßliche Beterfigur (Adorant) aus der Geißenklösterle-Höhle bei Ulm ein: Auf Grund ihrer durch Markierungen angedeuteten Beziehung zur Zeitmessung fasste er sie als Votivgabe an die Gottheit - in Dankbarkeit für die Zeiteinteilung durch Mond und Sonne - auf.

"II. Zum Beginn des Neolithikums als religionsgeschichtliche Zäsur" (S. 25-33) stellt die Neufassung eines Textes von 1970 dar, zu dem er danach mehrfach Erweiterungen veröffentlicht hatte (Anm. 1 auf S. 25). Er bestätigte den Einschnitt zwischen Alt- und Jungsteinzeit bezüglich Naturbeherrschung und Vermehrung materieller Besitztümer. Geistig und sozial habe es aber auch Abstieg gegeben: Soziale Spannungen führten zur Herausbildung von Kriegsführung und die von M-K. erwogene urmonotheistische Grundanschauung ging nach neueren Befunden anscheinend schon im 10. Jt. v. Chr. verloren. Seit 1988 wurde nämlich die Erforschung des präkeramischen Neolithikums im Vorderen Orient vorangetrieben und führte zur Entdeckung großer Sakralbauten aus Stein. Der Autor sah in den großen Steinpfeilern mit abstrakten Andeutungen menschlicher Elemente Großdenkmäler für verschiedene Gottheiten. Seine Hauptbegründung für diesen Schluss ist dabei - neben der abstrakten Stilisierung - die übermenschliche Monumentalität der bis zu 5 m hohen Steinkolosse von Nevali Cori, Urfa und Göbekli Tepe. "Bisher hatte man Derartiges erst für spätere Abschnitte des Neolithikums in Betracht gezogen, woraus dann die frühen Hochkulturen entstanden. Die Göbekli Tepe-Befunde machen es jetzt wahrscheinlich, dass solche Vorgänge bereits weit früher stattfanden und den Beginn des Neolithikums darstellten" (S. 28). Ich denke, dass man dabei auch ins Übermenschliche erhöhte Ahnen, Geister, Heroen, Kulturbringer, Priester oder Schamanen erwägen könnte. Es wird wohl ein künftiges Forschungsthema bleiben, sich der Lösung ungeklärter Fragen neolithischer Religion(en) anzunähern. Mit seiner Stellungnahme im vorliegenden Beitrag gab M-K. übrigens seine früher oft geäußerte These von der Mythen- und Polytheismus-Entstehung am Beginn der Hochkulturen um 3.000 v. Chr. auf und erschloss nun, dass dieser Prozess etwa 6.500 Jahre früher stattgefunden haben soll als zuvor von ihm erwartet! Zu Abbildung 2,5 auf S. 29 fehlt

dort die Beschriftung, welche aber aus einer Beschreibung auf S. 31 erschlossen werden kann. Der Autor ging auch etwas näher auf die bandkeramischen Tonfiguren ein (S. 30-32), deren Deutung er in mehrere Richtungen für möglich hielt. Ein geöffneter Mund symbolisiere wahrscheinlich "rufen" oder "singen", große Augen vermutlich (geistiges) "Sehen". Ausdrücklich erwähnte er die Verdienste von Klaus Schmidt und Jens Lüning (S. 26f. u. 32) um Erforschung und Erkenntnis neolithischer Zusammenhänge.

"III. Religiöse Komponente früher Urbanisation" (S. 34-67) ist eine gekürzte Fassung der Mainzer "Mommsen-Vorlesung" vom 9.-11. November 1988: M-K. unterschied Tempel-, Palast-, Handels-/Gewerbe-, Agrarstädte und entwickelte damit eine Typologie für das 3. Jt. v. bis ins 1. Jt. n. Chr. weiter. In seinen Ausführungen wird deutlich, dass Religion bzw. Sakralfürstentum wahrscheinliche Antriebskräfte von Städtebildungen waren, was sich architektonisch, aber auch funktionell begründen zu lassen scheint. Insofern ist auch dieser Artikel für den Religions-Bereich als nützlich anzusehen, obwohl viele Inhalte des Verstädterungs-Prozesses nicht vorwiegend religiöser Art gewesen sein dürften. Auf S. 52 schlich sich ein kleiner Fehler ein, indem frühchinesische Siedlungsflächen mit nur 2 x 1,5 m statt km angegeben wurden.

"IV. Religionszeugnisse der Urnenfelderzeit aus Bayern" (S. 68-79) präsentiert die Neufassung eines Artikels von 1958, einen Streifzug durch archäologisch belegte Befunde des 12. bis 8. Jh.s v. Chr. und Versuche, diese zu deuten: Eingangsthema sind Wagen als Grabbeigaben für das so genannte Ekphora-Ritual (Wagen-Prozession). Diese manchmal nur in Spuren nachweisbaren Wagen waren oft mit Darstellungen von (Wasser-)Vögeln verbunden, welche die Wagen in verschiedene Richtungen "ziehen", so dass "durch die Vögel symbolisierte Heilshoffnung ... 'überall' hingehende 'Dynamik' ... manchmal ... quer zur Fahrtrichtung" ersichtlich wird (71). Weitere Themen sind Sonnen-Symboliken, damit verbundene mythische Figuren und Bezugnahme auf den dänischen Pferd-Sonnenwagen aus Trundholm, dessen Scheiben-Verzierungen vielleicht auf die damalige Art von Zeiteinteilung hinweisen (72f.). Solche Kalender-Funktionen wurde bisweilen auch für die so genannten Goldblechkegel und deren vielfältige Verzierungen vermutet. Durch Vergleiche mit bildlichen Darstellungen ergibt sich, dass Goldblechkegel an Stelle von mythischen Personen oder Opferfeuern (für diese Personen?) stehen, aber auch von Kultpersonal oder Figuren als Kopfschmuck getragen werden konnten. Opferfeuer könnten dabei Gleichnisse für das (nicht erreichbare) Sonnenfeuer gewesen sein. So genannte Feuerböcke und Frauenschmuck (!) weisen wieder Darstellungen von Vögeln, aber auch Sonnen-, Mond- und Hörnermotiven auf. Ein 1834 aufgefundenes Goldossuarium (Leichenbrand-Behälter) aus Unterglauheim lässt sich mit seinen Verzierungen an Feuer-Sonne-Darstellungen anschließen. Es wies nach M-K.s Ansicht auf eine Verbindung der Verstorbenen mit einer von der Sonne symbolisierten Ewigkeit hin - als Anzeichen von ihm postulierter jungurnenfelder-zeitlicher Spiritualität (77f.). Bronzekultaxt und -lanze aus Krottenthal wurden schon 1784 entdeckt und weisen Ähnlichkeiten mit solchen aus nordischen Mooren und auf schwedischen Felsbildern auf. Bronzefunde aus Mooren und von anderen besonderen Stellen (Bergen, Pässen, Höhlen, Felsgrotten) seien ähnlich zusammengesetzt wie bei bestimmten Brandgräbern, weshalb ihre Deutung als profane Brucherz-Sammlungen unwahrscheinlich sei. Eher müsse man an rituelle Niederlegung (Opferung) denken (78f.). "Besondere Sakralorte waren Brandopferplätze" der Alpenregion, wovon der Autor 1959 selber einen untersuchte; man vergleicht sie mit entsprechenden Anlagen im antiken Griechenland (79).

"V. Bronzezeitliche Heilszeichen" (80-91) erschien erstmals 1978-79 - während meiner Studienzeit beim Autor in Frankfurt/Main - und wurde damals auch in seinen Seminaren diskutiert. Die Arbeitsweise dieses Artikels ist der Vergleich von Region zu Nachbarregion:

Ägypten - Palästina/Syrien - Anatolien/Hethiter - Kreta/Mykene - Mitteleuropa. Spätestens seit Oscar Montelius und Hans Hildebrandt wissen wir von der Existenz solcher typologischer Vergleichs-Möglichkeiten. M-K. übertrug diese Methode von den Gegenständen auf die Bildmotive. Mit Hilfe der Nachbarwissenschaften Ägyptologie, Vorderasiatische, Biblische und Klassische Archäologie versuchte er die Bedeutung von Symbolen in den Ausgangsregionen zu bestimmen und dann deren Veränderungen bezüglich Formen und Bedeutungen in ihren neuen regionalen Umfeldern zu erfassen. Lebenszeichen (Anch), Rosette, Flügelsonne, Falke, Vogelmotive, Zepter, Ritualwaffen usw. waren seine Hauptbildmotive dafür. Im Laufe der Zeit entstandene Mischsymbole bezeichnete er als "Kontaminationen", wobei er etwas Absichtliches meinte (83). Hierauf hätte meines Erachtens das Wort "Kombinationen" besser gepasst, da Kontamination im Allgemeinen doch eher etwas Unabsichtliches meint. In der kretisch-mykenischen Linear B-Schrift sichtete er Formen, die er vom ägyptischen Anch-Zeichen herleitete (Abb. 4,1-3 auf S. 84). Ich fand allerdings in einer Zeichentabelle für Linear B die Lautwerte ri und za dafür erschlossen. Mit einer gewissen Ausführlichkeit ging er auf den Symbolgehalt jungurnenfelder-zeitlicher Kammanhänger ein, denen Bezüge zu Himmel-Sonne-Regen anzuhaften scheinen (88f.). Die dabei auftretende Paarigkeit von "Sonnen" (Abb. 8,3.5 auf S. 89) wurde in diesem Artikel nicht näher erläutert, findet sich aber im nachfolgenden wenigstens erwähnt. Außer den großen Goldblechkegeln (vgl. Kap. IV) sind aus Europa auch kleinere kegelförmige Anhänger bekannt geworden, die mit den Ersteren in Verbindung gesehen werden könnten (90). In einige Gräber Mitteleuropas gelangten als bis zu 200 Jahre alte (Familienerb-)Stücke gewisse Hörnerpaar-Anhänger, was auf deren große symbolische Bedeutung schließen lässt. Neben solchen gab es auch Anhänger in Lanzett-/Lanzen- und Doppelaxtform, letztere wohl aus dem südöstlichen Mittelmeerraum stammend (91).

"VI. Himmel und Sonne als bronzzeitliche Gottheitssymbole" (92-99) ist der Nachdruck eines erst 2006 erschienenen Artikels und setzt das Thema aus Kap. V fort, was man auch an den häufigen Dubletten der Abbildungen beider Kapitel sieht. 27 Jahre später also hatte der Autor aus der Vielfalt der vorhandenen Symbole acht ähnlich aussehende Bildmotive der verschiedenen Regionen direkt übereinander dargestellt (Abb. 1 auf S. 93: Rosette/Sonne, Flügelsonne, Vogel, Hörnerpaar /Halbmond, Rind, Anch-Zeichen, Gewinde/Zipfel-Amulett, Doppelaxt). Diese Art der Zusammenstellung hat wohl schon Beweiskraft und macht solche Übereinstimmungen als "Zufall" ziemlich unwahrscheinlich. Hingegen hielt er es im Hinblick auf die Himmelscheibe von Nebra "nicht für gerechtfertigt, das Stück als authentisches Zeugnis bronzzeitlicher Kultur zu werten." (Anm. 11 auf S. 96) – Ist der sehr berühmte Fund, welcher auch das Motiv einer deutschen 10-Euromünze von 2008 darstellt, also eine Fälschung? Aus dem slowakischen Rimavská Sobota liegt ein Metallgehänge vor, auf/in dem mehrere Symbole kombiniert wurden (Abb. 3,17 auf S. 97). Das Doppelaxtmotiv mit Hörnerpaar oder Stierkopf sah M-K. als Symbol für die Macht einer Himmelsgottheit an (vgl. Hathor, Himmelsstier oder -widder), ohne dass er hier für diese Kombination eine Herleitung erwähnte (98). Ich würde dabei zunächst an Opfertier mit Opfergerät denken - und tatsächlich findet sich dieser Gedanke dann in seinem Kap. VII (102). Die häufig belegten Darstellungen von Vögeln in solchen Zusammenhängen deutete der Autor als Mittler zwischen Gottheit und Menschenwelt (98). Meinen diesbezügliche Artikel in Adoranten 2002 (veröffentlicht 2003) "Zur Bedeutung der Darstellungen von Enten, Gänsen und Schwänen in europäischen Bronze- und Eisenzeit-Kulturen" (dort S. 63-84) scheint er aber nicht gekannt zu haben. Als Ergebnis seiner Betrachtung schloss er: "... dürfte die Annahme berechtigt sein, dass in europäischen Bronzezeitkulturen eine universale Himmelsgottheit als solche erkannt und verehrt wurde, auf die von den sinnlich wahrnehmbaren Himmelskörpern vor allem die Sonne als eindrucksvollste göttliche Manifestation, Emanation oder Kreation hindeutet und als solche verehrt wurde." (99) Dass das Sonnen(?) -Zeichen öfters doppelt dargestellt wurde (Abb. 2,8

auf S. 95 und 3,15-19 auf S. 97), erwähnte der Autor zwar (98), suchte dafür aber keine Erklärung! Ob es sich dabei eventuell um ein Nebeneinander von Sonne und Mond gehandelt haben könnte oder um zwei Arten von Sonne (z. B. Sommer-/Winter-Sonne), kam ihm als Fragestellung anscheinend nicht in den Sinn.

"VII. Bronzezeitliche Waffen als Symbole göttlicher Macht" (100-104) ist ein weiterer Nachdruck von 2006: Nachdem M-K. im Schnelldurchgang die Anbringung von Keulen, Schwertern, Sichelschwertern, Äxten, Pfeilbündeln und Dolchen auf antiken und alt-orientalischen Statuetten, Siegeln, Reliefs usw. beleuchtet hatte, kam er für den außerägäisch-europäischen Raum zu dem Schluss, dass "sich daraus doch kein hinreichendes Gesamtbild gewinnen" lasse (103). Auf dort gefundenen echten oder kultischen Waffen gibt es zwar öfters "Heilszeichen" (vgl. (Kap. V/VI), aber damit verbundene Mythologien, Kulthandlungen oder "Gottheitserkenntnis" seien nur geringfügig erschließbar gewesen. Der letzte Abschnitt dieses Kapitels ist vorwiegend skandinavischen Hörnerhelmen und Kultäxten gewidmet, die auf Grund vorderasiatischer Parallelen als göttliche oder herrschaftliche Machtsymbole aufgefasst werden können (104).

"VIII. Frauen des 13. Jahrhunderts" (105-178), der längste "Aufsatz" des Sammelwerkes, war 1985 etwas ausführlicher als Monographie erschienen.

Noch weniger als bei Kap. III wird man bei diesem Titel zunächst an religiöse Zusammenhänge denken. Es zeigt sich aber beim Lesen der insgesamt zehn "Biographien", dass die hier behandelten Damen nicht nur führenden Gesellschaftsschichten angehörten, sondern auch zum Teil gesicherte oder wenigstens zu vermutende kultische Funktionen ausübten.

Bezüglich des 13.Jh.s v. Chr. sei von meiner Seite hinzugefügt, dass diese Daten in der Ägyptologie zurzeit umstritten sind und von einigen Forschern bis zu 350 Jahre später angesetzt werden!

1. Der erste Abschnitt ist "Nofretari, Königin von Ägypten" gewidmet (105-117). Diese stand anscheinend gleichberechtigt neben ihrem Gatten Ramses II.; sie ließ ihr Leben, ihr Verhältnis zum Göttlichen in Leben und Tod bildlich und mit Inschriften ausgiebig darstellen. Für die Bilddarstellungen nutzte man auch das damals ganz ungewöhnliche Mittel der Schattierung (111). Häufig wurde sie in den Texten als "geliebt von Mut" (Geiergöttin) bezeichnet, was M-K. wenigstens fünfmal zitierte (114)! Die Bezeichnung "Cbeperi" für 'Morgensonne' muss wohl Cheperi heißen. Das Land(?) lu-geret wurde zweimal erwähnt, seine Bedeutung aber nicht erläutert (114f.; Paradies?). Nofretaris Bild zeigt übrigens auch die Umschlag-Vorderseite des Buches.

2. handelt von "Debora, charismatische 'Richterin' in Israel" (118-126). Wir finden in diesem Abschnitt das ausführliche Zitat von Richter 5,1-31 (119-121), einen der altertümlichsten Texte der Bibel (Deboralied). Von diesem ausgehend zog der Autor archäologische Funde zur Erklärung verschiedener Textstellen heran, womit er die Nachfolge von William Foxwell Albright (1936) antrat. Nach Ansicht M-K.s lehrte Debora Liebe zu Gott als Voraussetzung für Teilhabe an göttlicher Herrlichkeit (126).

3. "Puduhepa, Königin von Hatti" (126-133) stand als Tawananna (Großkönigin) einzigartig gleichberechtigt neben ihrem Gatten Hattuschili III. und ihrem Sohn Tuthalija IV., ähnlich wie Nofretari neben Ramses II. - und beide Paare waren befreundet! Sie stammte aus einer Familie von Ishtar-Priester/inne/n. Ihr späterer Gatte Hattuschili wuchs ebenfalls als Ishtar-

Priester auf und damalige Traumerscheinungen wurden als göttliche Weisungen aufgefasst, so dass es zur Vermählung der beiden kam (129). Ihr Gatte kränkelte und Puduhepa war seine Stütze. In ihre Zeit fällt der vermutlich erste urkundlich bezeugte Friedensschluss der Geschichte, welcher mit Ägypten unter Ramses II. stattfand - vermutlich im Todesjahr von Nofretari (132). Puduhepa kümmerte sich um rechtliche, politische und kultische Angelegenheiten, organisierte den Palast und praktizierte anscheinend auch Wohltätigkeit (133).

4. beschäftigt sich mit "Assur, Gruft 45 (Assyrien)" (133-142), einer 1908 durch W. Andrae untersuchten, einst sorgfältig erbauten Rechteckkammer mit Gewölbe und Ziegelplatten-Boden - der einzigen nach Letztbestattung unberührten Grabgruft der Stadt Assur. Über älteren Skelettresten fand man - nach der Ausstattung zu urteilen - zwei neben einander liegende Frauen mit reichen Beigaben, die ohne oder mit relativ kleinem Zeitabstand nach einander dort hinein gelangt sein dürften. Aus dieser als mittelassyrisch bezeichneten Epoche gibt es auch Bezüge zur ägyptischen Mythologie, die M-K. erläuterte (139). Eine Reihe von Beobachtungen deutet darauf hin, dass beide Damen wahrscheinlich aus königlicher Familie stammten und im Ischtarkult eine gewisse Rolle gespielt haben dürften (140f.).

5. "Dendra, Kuppelgrab (Griechenland)" (143-148), von A. Persson 1926 untersucht, war im oberen Teil eingestürzt und geplündert worden. Darunter enthielt es vier in den Felsen eingetiefte Schächte, von denen zwei für Totenopfer benutzt worden seien. Die beiden anderen enthielten Bestattungen: der kleinere das Grab einer 'Prinzessin', der größere neben einander und "als ebenbürtig und ranggleich gekennzeichnet" (145) 'König' und 'Königin' - alle entsprechend reich ausgestattet, darunter als Beigabe ein Straußeneigefäß afrikanischer Herkunft! "Die Gleichförmigkeit der mykenischen Kultur ... legt die Annahme eines Großreiches nahe. Andererseits fiel den Territorialfürsten ... ein namhafter Anteil an den Früchten der intensiven historischen und kulturellen Kontakte mit den vorderorientalischen Reichen zu. ... Dazu gehörten auch Gegenstände mit mythologischen oder kultischen Darstellungen oder Motiven." (147)

6. bezieht sich auf "Dedinka, Grabhügel (Slowakei)" (148-153), wo J. Paulik Ausgrabungen durchführte. Der Hügel gehört zur im Allgemeinen sehr reich ausgestatteten Čaka-Gruppe, auch wenn die Zentralbestattungen dieser Hügel stets zerstört sind. So fand man auch in Dedinka neben dem zerstörten Hauptgrab Brandflächen, die man für Scheiterhaufen oder reinigende oder weihende "Ritualfeuer" hält. Ich fragte mich, ob es vielleicht auch Grabwachefeuer gewesen sein könnten? Zwischen und neben diesen Brandflächen fand man drei unversehrte Nachbestattungen - alles Frauengräber, wobei Grab II das Ziel von M-K.s Betrachtung werden sollte: Über zwölf Tongefäße und etwa 100 Bronze-Gegenstände, darunter auch die aus Kap. IV bis VII bekannten Heilszeichen wie Scheiben-/Rad-(Sonnens-)Darstellungen, Halbmond, Lanzette, Doppelaxt und (Wasser-)Vogel, "... dabei erscheinen Vögel ... nicht ausschließlich in Verbindung mit der Sonne, sodass ihnen eine gewisse eigenständige Symbolbedeutung zugekommen sein muss." (151) Er ging aber nicht darauf ein, welche Bedeutung gemeint gewesen sein könnte. Diese Lücke kann wohl mein oben erwähnter Aufsatz in Adoranten 2002/03 füllen, der ursprünglich durch die Diskussionen in den Seminaren des Autors angeregt worden war! Auf die Herleitung der anderen Symbole ging der Autor auf S. 152 erneut selber ein. Für die vermutliche Stellung der Dame von Dedinka innerhalb der Čaka-Gesellschaft war er jedoch auf Schlussfolgerungen aus anderen mitteleuropäischen Landschaften angewiesen (152f.). Auf S. 149, Zeile 7f., steht fälschlich "ausgeben" statt "ausgehen".

7. behandelt "La Columbine, Grab 101 (Frankreich)" (153-157), das Grab einer Frau, welche bei ihrem Tod "in ihren fünfziger Jahren" war (153), wiederum mit reichen Beigaben aus Bronze, Bernstein und blauem Glas. Ein ebenfalls aufgefundenen großer Eberzahn könnte zu einem komplizierten Ziergehänge gehört haben. Vermutlich auch durch dieses, offenkundig aber auf einem Armring kam das Strahlen- oder Sonnenmotiv zum Ausdruck. Der Bernstein stammte aus dem Nordischen Kreis, über die Herkunft der Glasperlen finden wir nichts weiter in den Ausführungen. Aus anderen französischen Gräbern der gleichen Zeitstufe wurden auch wieder bronzezeitliche "Heilszeichen" bekannt (Abb. 9 auf S. 156). Im Grab 101 fand man außerdem zwei Schweinerippen, die vielleicht Nahrungsbeigabe waren - "oder ob an einen Zusammenhang mit dem Eberhauer ... zu denken ist", wobei M-K. hier recht nebulös blieb (157). Eine Deutung als Grab einer Priesterin hielt er aber für zu gewagt.

8. "Ølby, Grabhügel (Dänemark)" (157-162) wurde bereits 1880 von Sophus Müller ausgegraben: Auf der Sohlenmitte eines Hügels in heraus gehobener Lage stand ein Eichen-Baumsarg mit Deckel und Fellauskleidung, in dem wiederum eine reich ausgestattete Frau beerdigt worden war. Neben einer dunkelblauen Glasperle und zwei Bernsteinperlen fand man umfangreichen Bronzeschmuck, darunter eine üppig mit Kreisen und Spiralen verzierte Gürtelplatte (Sonnenmotiv?). Diese Gürtelplatte, ein Halskragen mit seitlichen Spiralverzierungen und die blaue Glasperle weisen nach Ansicht des Autors nach Süden. Wohin aber genau? - Eine weibliche Bronzefigur von Solna/Uppland (Südschweden) zeigt Ähnlichkeiten mit mythischen Figuren Griechenlands und Vorderasiens (160). Die gefundene Gürtelplatte lässt sich an nordische Sonnenscheiben und den Trundholm-Wagen anschließen, gleichzeitig auch mit mittel-donauländischen Kreis-(Sonnen-)Mustern verbinden. Bemerkenswert ist auch ein Schwertbruchstück, das in einen Dolch umgearbeitet worden war und als Witwenbesitz aufgefasst werden könnte (161f.).

9. geht auf "Tulchar, Grab 6 (Tadžikistan)" ein (162-168), wo in den 1960er Jahren von A. M. Mandel'stam 75 Gräber, ein vollständiger Friedhof der Biškent-Vachš-Gruppe ausgegraben wurde. In einer nur in Resten erhaltenen Grabkammer, wohl einst von einem Hügel bedeckt, fand man eine Paarbeistattung, wobei die Frau eine Weile später als der Mann beigesetzt worden war. Diese Kultur wies eine Reihe von Gräbern auf, in denen - manchmal zuerst die Frau oder zuerst der Mann - beide neben einander beigesetzt wurden, also höchst wahrscheinlich als Eheleute. In Grab 6 "schaute" sich beide gegenseitig an. Frauengräber wiesen in dieser Kultur runde, die von Männern quadratische Feuerstellen mit Steinsetzungen auf. Frauen hatten - wie in Grab 6 - öfters einen runden Bronzespiegel als Beigabe. Bei männlichen Toten gab es Steinsetzungen in Hakenkreuzform, Zeichen, die ebenso wie einfache Kreuze, auch auf Grabkeramik belegt sind - "Sonnensymbole"? Vielleicht ist Ina Mahlstedts These schlüssiger, (Haken-)Kreuze seien Symbole für die vier Jahreszeiten gewesen, welche ja auch durch die Sonne verursacht werden; vgl. meine Rezension unter: <http://www.rockartscandinavia.se/> - Publikation/Adoranten/Recensionen 2006, veröffentlicht 2007). Es gibt Anzeichen dafür, dass diese Bevölkerung als Schafnomaden lebte.

10. beschäftigt sich mit "Fu Hao, Königin des Shang-Reiches (China)" (168-178), einer Gemahlin des chinesischen Königs Wu-Ding. Ihr Grab wurde 1977 von einer chinesischen Forschergruppe ausgegraben und ist das einzige intakte dieser Dynastie, welche China im 2. Jt. v. Chr. regierte. Sie und ihren Gatten findet man auch in Orakeltexten erwähnt. Fu Hao wurde von ihm mit kultischen, politischen und militärischen (!) Aufgaben betraut. Letzteres lässt sich auch an den reichen Waffenbeigaben ablesen. Insgesamt ist ihr Grab mit mehr als 1.600 Beigaben ausgestattet und daher als "überreich" zu bezeichnen. Teilweise zeigen die Funde zentral-asiatische Einflüsse, viele bestehen aus Bronze, die meisten aus Jade. Unter letzteren gibt es viele Menschen- und Tierfiguren. Fu Haos Leiche war durch die Lage im

Wasserspiegel vergangen, jedoch konnten 16 Mitbestattete festgestellt werden, wobei man an Menschenopfer denkt und diese als Fu Haos Dienerschaft ansieht.

"IX. Religionsgeschichtliche Komponente der mediterran-mitteuropäischen Kontakte von der Bronzezeit bis zur Spätantike" (179-196) ist ein neu gefasster, erstmals 2001 als gedruckter Symposiums-Beitrag erschiebener Text: "Zu den bedeutendsten Religionszeugnissen des bronzezeitlichen Mitteleuropa gehören zwei nahezu identische Exemplare eines Typus von Sonnenkultmalen, von denen eines bei Hasfalva unweit von Sopron in Westungarn gefunden wurde, das andere in einem Moor bei Balkåkra an der Südspitze Schwedens." (179) Letzteres siehe Foto:

Die Distanz zwischen den beiden Fundorten beträgt etwa 900 km. Miniatur-Ausführungen dieser strahlen- bzw. ringverzierten, kronen- oder ständerartigen Objekte fand man in Vulci/Italien (Grabbeigabe) und auf Sardinien, letztere in einem Nurag(h)en-"Heiligtum". Aus seinen Betrachtungen folgerte M-K.: "... wir dürfen wohl allgemein davon ausgehen, dass in der diese Kultmale darstellenden natürlichen Sonnenerscheinung eine ganzheitliche, alles erfüllende und beherrschende Gottheit erfahren und verehrt wurde." (180; Logischer wäre wohl: " ... in der durch diese Kultmale dargestellten ...".) Aber auch menschengestaltige "Gottheiten" mit Hörnerhelmen, zum Teil mit Ritualäxten, sind aus Skandinavien, Deutschland und dem Mittelmeerraum belegt (181; vgl. Kap. VII). Auf Felsbildern ist die Größe solcher Figuren etwa doppelt so groß ausgeführt wie die von gleichzeitig dargestellten "normalen" Menschen. Nochmals doppelt so groß zeigte man jene "schwebende" Figur mit rückwärts gelegtem Körper (Brückenhaltung). Diese "mutet wie eine Sonnengottheit an, ... in ihrer strahlenden Dynamik ... beeindruckend ausdrucksvoll." (182) – Allerdings liegt Bohuslän nicht in Schonen, wie auf S. 180 zu Abb. 1,6 gedruckt steht, sondern ist eine schwedische Landschaft nördlich von Göteborg; auf S. 182 fehlt in "Bohulän" das "s". Im weiteren Text griff der Autor erneut die "Heilszeichen" auf (vgl. Kap. IV bis VII), wobei er den Begriff "Wellenrandmotiv" aufbrachte – ohne ihn zu definieren. Er meinte wohl die auf S. 85 (Abb. 5,22) und 93 (Abb. 1,57b) dargestellte Form. Auf S. 183 finden wir eine anregende Reflexion über mögliche Arten von Kontakten während der Bronzezeit. Auch die nachfolgende Hallstattkultur hatte Beziehungen nach Italien, Griechenland und dem Orient. Aus Kleinklein/Steiermark und Vetersfelde/Lausitz liegen merkwürdige und bildlich heraus gehobene Kombinationen aus Fisch- und Menschen-Darstellungen vor (184f. mit Abb. 2,4 u. Abb. 3), wobei an ein mythisches Wesen gedacht werden darf. Es trifft sich, dass es alt-orientalische Überlieferungen von Fischmenschen gibt, aus denen entweder die Menschen entstanden bzw. die Kulturbringer gewesen seien (Oannes-Mythos). Auffällig sei dabei der Bezug zur thrakischen Orphik und deren Musik (185f.), wobei deren Verbreitung durch Wanderprediger vielleicht auch Mitteleuropa erreichte. (An dieser Stelle möchte ich ergänzen, dass die Hindu-Mythologie den ersten Avatar(a) Vischnus, Matsya genannt, kennt, einen Heilsbringer, welcher ebenfalls als Fisch oder Fischmensch dargestellt wird!).

In der keltisch geprägten Latènezeit wurde das religiöse Leben durch den ordensartigen Stand der Druiden geprägt, deren Lehren auch bei Aristoteles und Cicero Anerkennung fanden (Gotteserkenntnis, Seelen- und Jenseits-Vorstellungen). Keltische Funde aus diesem Zeitabschnitt zeigen Verbindungen mit griechisch-römischen Motiven: Eine weibliche Figur von Dornach/Bayern etwa trägt wiederum Hörnerhelm, dazu Schale und Salb- oder Schmuckgefäß (Pyxis). Sie lag in einem Opferschacht neben einem als Kultgebäude auffassbaren Bauwerk (186f.). Ähnliche Opferschächte wurden auch in so genannten Viereckschanzen ergraben, die der Autor als "Sakralbezirke" bezeichnete. Wahrscheinlicher aber ist nach Ergebnissen von Günther Wieland, dass es multifunktionelle Anlagen waren, wozu auch kultische Elemente gehörten (vgl. meine Rezension unter

<http://www.rockartscandinavia.se/> - Publikationer/Adoranten/Recensionen 1999, veröffentlicht 2000). Der einzigartige spätlatène-zeitliche, vergoldete Silberblech-Kessel von Gundestrup zeigt auch "Motive von Löwe, Flügelgreif, Delphinreiter und Drachen, die mediterranen Ursprungs sind, was auch für die Motive von Stiertötung (-opfer) und Sieg eines Gottes über mischgestaltige Ungeheuer vorausgesetzt werden darf." (188) Die dort zentral dargestellten großen Köpfe mit Schultern und Armen sah M-K. als "Wiedergaben monumentaler Kultmäler" an.

Danach ging er auf Kulte der römischen Kaiserzeit ein: Neben Staats- und Kaiserkult gab es lokale, nationale "oder soziale" Religions-Gemeinschaften. Mysterienkulte waren privater Art und ägyptisch, semitisch, phrygisch, griechisch oder thrakisch geprägt. Ähnliches gilt wohl für einheimische Kulte – germanische, keltische, illyrische oder getische. Architektur, Bildgestaltung, Mythologie, Inschriften und Kulthandlungen waren aber römisch beeinflusst (189). Die Hauptgottheit der spätkeltischen Noriker wurde interessanter Weise nicht mit Jupiter identifiziert, sondern mit der ägyptischen Isis. (Sie hatte, wie ich hier ergänzen möchte, anscheinend eine ähnliche Stellung wie bei einem Teil der Hindus Durga-Kali-Schakti.) Der nicht-thronende, sondern reitende Jupiter auf so genannten Jupiter-Giganten-Säulen ist wahrscheinlich ober-germanischen, das begleitende Speichen- oder Sonnensymbol vielleicht keltischen Ursprunges, wo das Pferd als Gottheitssymbol galt. Jupiters Ritt über die dargestellten Giganten verstand der Autor als Hinweis auf die zum Kampf gegen das Böse und Unheil benötigte göttliche Hilfe (192). Eine weitere einheimische Eigenart waren die Matronen, denen in der zweiten Hälfte des 2. Jh.s in Bonn ein Tempel mit Kultbild erbaut wurde. Letzteres stellte seiner Ansicht nach Priesterinnen mit Opfergaben dar, während die eigentliche Gottheit anscheinend nicht abgebildet wurde. Tacitus, welcher im 1. Jh. Nachrichten über germanische Religion sammelte, schätzte diese dem alt-römischen Ideal näher stehend ein als die römische Religion seiner Zeit (193). Der vorletzte Abschnitt dieses Kapitels behandelt die Gotenmission Wulfilas in der ersten Hälfte des 4. Jh.s. Südschandinavisches Gotenstämme hatten ihre Religion bis an die römischen Grenzen heran getragen und opferten ihrem höchsten Wesen, dem Himmels- und Donnergott, manchmal sogar Menschen. Neben dieser obersten Gottheit kannten sie weitere, dann auch ins Übermenschliche erhöhte Ahnen (Gauts) und vom Geist erfüllte Menschen, die als "hailag" galten (194f.). In diesem Umfeld verrichtete der spätere Bischof Wulfila sein Werk, insbesondere seine Bibelübersetzung. Abschließend behandelte M-K. die Darstellungen von Odin-Wodan auf Goldblechen in Süd-Skandinavien und Norddeutschland. Diese seien durch aus römischen Diensten zurückgekehrte germanische Soldaten angeregt gewesen, welche bei diesen Darstellungen das Bild des römischen Kaisers im Gedächtnis (und auf Münzen) hatten. Solche Darstellungen dienten als Amulette, Grabbeigaben und Opfergegenstände (196).

"X. Zur Religion des frühen Rom" (197-219) heißt ein Buchkapitel von 1959, hier gekürzt und teilweise verändert als Aufsatz dargeboten. Es behandelt religions-kundlich bedeutsame Funde und Befunde des 10. Jh.s v. Chr.: Menschenfiguren mit Gefäßen oder bestimmten Hand- und Armhaltungen fasste der Autor als Opfernde/Betende auf. Die Art dieser Darstellungen scheint nach Kreta zu weisen, wo solche Kulthandlungen mit ausgeprägten Sühnegedanken verbunden waren. Waschgefäße dienten wohl der rituellen Reinigung. Anders als in der minoisch-mykenischen Kultur, wo es in jener Zeit auch Abbildungen monumentaler Gottheitsfiguren gegeben haben dürfte, kamen in Rom solche Darstellungen erst kurz vor 500 v. Chr. auf und wurden von etruskischen Künstlern für den Kapitilstempel angefertigt (205). Jedoch könnte es sich bei den opfernden Figürchen um Vorläufer der Junonen/Genien, eine Art Abbildern von Seele und Gewissen gehandelt haben (206). Auch besondere Beigefäße, Opferplatten und -ständer (Calefattori) bestätigen Zusammenhänge mit kretischen Fundstücken. Ähnliches scheint für frühromische Hausurnen zu gelten, indem sie – wie

bestimmte kretische Darstellungen – rundliche Kultbauten nachbildeten (208f.). Auch die Hoffnung auf die erfreuliche Jenseits-Existenz "Elysion" – 'Insel der Seligen' – scheint von Kreta zu stammen, was der griechischen Vorstellung vom Schattenreich des Hades zunächst völlig widersprach (209)!

Die Dächer frühromischer Hausurnen waren mit Doppelvogel- und liegendem E-Motiv, Zierrippen und Hörnerpaaren ausgestattet, worin der Bezug zum Göttlichen ersichtlich wäre (211f.). Selbst das auf den Spitzen liegende E hatte oben beiderseits öfters Verlängerungen, so dass es wiederum aus dem Doppelvogel-Motiv hergeleitet werden kann. Das Urbild für diese Hausurnen könnte der alte Vestatempel, ein Flechtwerkbau mit Strohdach und zentralem "ewigem" Feuer gewesen sein. Dieser war stets ohne Kultbild, wobei Vesta als "älteste Göttin" galt, deren Fest schon im ältesten Festkalender der Königszeit enthalten war (213-216). Dort aufgefundene Keramik war absichtlich (archaisierend) handgeformt und reicht bis in die ältere Königszeit (8. Jh. v. Chr.) zurück. Vesta, griechisch Hestia, war vielleicht sogar kretischen Ursprunges; indogermanische Herleitung stellte der Autor in Frage. Die sechs Vestalinnen waren die einzigen Priesterinnen Roms. Es könnte sein, dass ursprünglich ein Bezug der Hausurnen mit Brandbestattung zum Vestatempel durch den Verbrennungsritus gegeben war, später aber vergessen wurde. Die Ausrichtung von Hausurnen zum Ort des Vestatempels scheint dafür zu sprechen. Anschließend betrachtete M-K. Zusammenhänge der ältesten Religion Roms zusammenfassend: Neben den Jupitertempeln auf Kapitol und Mons Albans, dem Vestatempel im Forumstal, gab es den auf Rom beschränkten Januskult, der ebenfalls alt sein dürfte (Anfangsgottheit!). Ianua heißt im Lateinischen 'Tür' und es gab auf dem Forum einen Torbogen für Janus, an/in dem ein Sühneritus stattfand – besonders nach Kriegen (218). Insgesamt war die frühromische Religion, zu der auch Junonen/Genien bzw. Penaten und Laren als überhöhte Ahnen gehörten, anscheinend relativ einfach. Andererseits mochte der Autor diese Religion nicht für primitiv erklären, da sie im Hinblick auf Verstorbene Gebete, Sühne, Opfer, Jenseitsglauben und eine Vorstellung von Seligkeit nach dem Tode gehabt habe (219), wobei die nicht näher überlieferten Beziehungen zur altkretischen Religion eine Rolle gespielt haben dürften.

"XI. Zur Religionsgeschichte der Jungbronze- und Früheisenzeit in Pakistan" (220-232) erschien erstmals als Buchkapitel 1983 und handelt von Beobachtungen in fast 500 gut ausgegrabenen Gräbern der zwischen dem 11. und 7. Jh. v. Chr. datierten Swat-Kultur. M-K. gab seiner Ansicht Ausdruck, dass die Bestatteten wahrscheinlich der alt-vedischen Religion angehörten, obwohl auch Unterschiede zu den vedischen Ritualtexten beobachtet wurden, wie z. B. Körperbestattung in Hocklage. Doch gab es auch Brandbestattungen bzw. Mischung beider Formen im Paargrab. Bei Paargestattungen, die zeitversetzt durchgeführt worden waren, "blickten" die Partner einander an (221; vgl. ähnlich oben Kap. VIII.9 zu Tulchar, Tadschikistan). Der Autor ging ausführlich auf vedische Bestattungsbräuche ein, insbesondere auf die Rolle des Feuer(gotte)s Agni (221-224), zu dem ein altes Gebet am brennenden Scheiterhaufen in seltsamer Weise rezitiert werden sollte: "Verbrenn ihn nicht, tu ihm kein Leid an, Agni ...!" Er vermutete darin Reste eines älteren Rituals, "wo auf die Unversehrtheit des bestatteten Körpers ... Wert gelegt wurde." (224) Somit erschloss er ein in Spuren erhaltenes Ritual, das sich auf die untersuchten Gräber anwenden ließ. Die belegten Mischformen sind entsprechend nicht so einheitlich wie in den Veden, weisen aber rituelle Gemeinsamkeiten auf, wie etwa das Segensritual für Frauen, welche sich kurz vor Verbrennung des Gatten einen Moment lang neben ihn legen sollte. Auch der häufige Kopfschmuck – neben "gelegentlichen Perlen und Amuletten an Halsketten" einziges Schmuckstück der Swatgräber – scheint dem Nardyskranz (Blumen) der Ritualtexte zu entsprechen (226). Die ursprünglichen Gefäßbeigaben wurden in den Ritualtexten später anscheinend mit verbrannt und enthielten dann "Schmalz, Butter, Kuchen, Milch, Brei, Mehl,

Wasser usw.", während Bogen und Gold nach einem Niederlege-Ritual den Nachkommen übergeben wurden (227; vgl. oben die Witwe!). Nach den Texten wurde Scheiterhaufen-Asche mit Steinchen zu menschlichen Figuren geformt. Zwar nicht solche, aber welche aus Knochen, Ton und Alabaster sind aus den Swatgräbern belegt (228f.). Letztere aus Alabaster, die so genannte Augenfigur aus Zarif Karuna, dürfte ein göttliches Wesen, eine Schutzgottheit dargestellt haben, was dann den Deutungs-Hintergrund für die anderen Figuren liefern könnte. Zwei Radscheiben-Anhänger könnten Sonnensymbole gewesen sein. Bemerkenswert ist, dass Feuer(gott) Agni auch mit der Sonne verbunden und "Beschützer, Helfer, Wohltäter" genannt wurde (229f.). Selbst Gesichturnen früher Swatgräber könnten auf Agni, "der den Toten umfassen" sollte, hindeuten. Für die weiblichen Figuren zog der Autor die "lichtreiche" Aditi, die "Erde" und "Göttin des Rita" (göttliche Weltordnung) in Betracht (230f.). Auch zwei Pferdefiguren als Zugtiere der Sonne könnten nach M-K.s Ansicht mit Agni verbunden gewesen sein (231). Die auf der letztgenannten Seite gemachten Literatur-Angaben "Sharma 1957", "Stacul 1977 ...; ders. 1980b" sind leider in der nachfolgenden Literatur-Liste (232f.) nicht auffindbar.

"XII. Zur Darstellung auf der frühkeltischen Gürtelplatte von Stupava (Slowakei)" folgt als vorletztes Kapitel (233-241) und gibt den 1996 gehaltenen und 1997 gedruckten Vortrag des Autors anlässlich seiner Ehrenpromotion an der Universität Bratislava wieder. Das Fundstück mit plastisch herausgearbeitetem, menschen-gestaltigem Kopf und zwei flankierenden Mischwesen stammt aus Latène A. Es gibt dazu Vergleichsfunde aus Deutschland, Frankreich und Österreich. Aus deren Betrachtung schloss er auf das Gesicht einer Gottheit, wie sie auch im alten Orient von Mischwesen begleitet wurde (236). Anschließend diskutierte er die motivischen Verbindungen zum Glauberg/Hessen und der dort ergrabenen Kultanlage. Auch die die Glauberg-Statue hielt M-K. für ein Gottheitsbild (237-239). Im Folgenden reflektierte er Nachrichten antiker Autoren über die keltisch-druidische Religion und suchte Rückverbindungen zu vorhandenen Funden. "Das hinter der Frühlatènekunst in ihrer geschlossenen Verbreitung vorauszusetzende Druidentum als ordensartig-priesterliche, gebildete Geisteselite stand den mediterran-orientalischen Kultgemeinschaften dieser (und der vorangegangenen) Zeit nahe, die unter der Bezeichnung 'Mysteriengemeinschaften' zusammengefasst werden. Offensichtlich mit diesen verbunden, kam den Druiden (neben dem Adel und den Fürsten) in der Zone nördlich der Alpen bei der Konstituierung des Keltentums vermutlich eine große Bedeutung zu, durch Schaffung fester Züge einer Welt- und Lebenssicht mit Kult- und Frömmigkeitsformen, Moralforderungen und Jenseitsvorstellungen." (241)

"XIII. Archäologische Zeugnisse des frühen Christentums aus Südbayern" (242-271) schließt den Band ab. Der Text wurde bereits 1958 veröffentlicht und "geringfügig gekürzt, sonst aber unverändert" gelassen (242). Dem ist sicherlich zuzuschreiben, dass auf S. 261, Anm. 69, ein 1955 erschienenes Werk mit "neuerdings" bezeichnet wurde. In Augsburg, in dessen Nähe bereits um 304 Afra als Märtyrerin gestorben sein soll, wurde südlich des Domes eine frühchristliche Taufanlage des 4. Jh.s ergraben. Ähnlich frühe Kirchenanlagen wurden aus Regensburg, Kempten und vom Lorenzberg bei Epfach bekannt. Aus Eining stammt ein Bronze-Fingerring mit christlicher Inschrift. "Das kostbarste frühchristliche Fundstück Südbayerns ist der Boden eines Glasgefäßes mit dem in Gold gemalten Bild zweier sitzender Männer, die durch Beischriften als Petrus und Paulus gekennzeichnet sind ..." - bereits 1688 gefunden (244). Danach dünne die Funde etwas aus, doch wirkte in den "dunklen" Jahrzehnten 450-480 der "Romane" Severin(us) bei Passau und Künzing, was Eugippius um 510 aufzeichnete. Im frühen 6. Jh. wanderten die Bajuwaren ein und hatten wohl alsbald Kontakt zur romanisierten Bevölkerung, so dass das Christentum "in die Merowingerzeit hinübergerettet" wurde, was die Grabinschrift des Bischofs Marcianus von 578 zu bestätigen

scheint (245). Die ursprüngliche Religion der Bajuwaren ist nicht näher bekannt, doch gibt es einen Hinweis beim Dichter Venantius Fortunatus, welcher 565 die Bajuwaren vermutlich als Christenfeinde erlebte (246). Ende des 6. Jh.s war Baiernprinzessin Theudelinde mit dem arianischen Langobarden-König Agilulf verheiratet und stand mit Papst Gregor dem Großen in Kontakt, was wohl ihre Zugehörigkeit zum Katholizismus belegt. 715/16 pilgerte Bajuwaren-Herzog Theodo nach Rom, wobei "höchstwahrscheinlich ein ausführlicher Organisationsplan für die Kirchenverhältnisse in Bayern" entworfen wurde, "der ... vollständige Verwirklichung erst drei Jahrzehnte später unter Bonifatius fand." (247) In München-Aschheim entdeckte man drei merowinger-zeitliche Gräber aus der Zeit um 700 mit "beachtlicher ... Beigabenausstattung", die höchst wahrscheinlich mit einer Eigenkirche der Herzogsfamilie aus dem 7. Jh. in Zusammenhang standen, wo Tassilo III. 754 als Schirmherr einer bayerische Synode auftrat. In den Gräbern fand man auch Gegenstände mit christlichen Symbolen, die aus dem koptischen Ägypten stammten (248-251). Der Autor schloss eine Betrachtung frühchristlicher Kreuze, oft aus Eisen hergestellt, an (251-254). Der Begriff "romanische Mönche" (252) ist meines Erachtens jedoch doppeldeutig und sollte vielleicht besser "räto-romanische ..." heißen. "Halsketten-Anhänger, Fingerringe, Broschen, Schnallen und Riemenzungen, sodann Zierstücke von Handtaschen" stellen eine "vielgestaltige frühchristliche Denkmälergruppe" dar. Bei Amuletten und "Phylakterien" (hier nicht erklärtes Fremdwort; wohl etwas Ähnliches wie Amulette) sei die Kirche häufig gegen Zauberei und Magie eingeschritten (253). Aus dem 8. Jh. stammt ein bajuwarisches Kriegergrab von Merching, das als Schmuckbeigabe auch einen verkleinerten Codex-Deckel (Evangeliar) enthielt, also auf Bibel bzw. Evangelien hinwies (254). Ein seit dem 7. Jh. dargestelltes kauernendes Tier, wie etwa auf einem Goldblech-Brakteaten von München-Denning, brachte M-K. nicht mit germanischen Vorstellungen, sondern mit solchen vom "Lamm Gottes" in Verbindung (254f.). Neben Kreuzdarstellungen sind auch sechs- und achtstrahlige Sterne (Kombinationen aus I für Jesus und X für Christus bzw. aus Kreuz und X) belegt (255-258). Gelegentlich fand man auch Vogel-Darstellungen mit Kreuzen verbunden, was der Autor als vielleicht auf den "mittelmeerischen Bereich" zurückgehend einordnete – ohne die Herleitung aus bronze- und eisenzeitlichen "Heilszeichen" auch nur zu erwägen! Greifen und Flügelpferde seien hingegen noch nicht deutbar. Selbst die von "heidnischen" Avarn übernommenen Riemenzungen seien manchmal mit Kreuzen, Inschrift (aus Ebenhofen) oder koptischen Motiven (München-Feldmoching) christlich eingefärbt. Letztere zeigen teilweise ägyptische Anch-Zeichen in christlicher Umdeutung – "das kommende Leben" (261). Die zugehörige Anm. 70 enthält die in diesem Zusammenhang unverständliche Zahl "90". Adler und Fisch auf einem Schwertscheiden-Beschlag aus München-Untermenzing hatte Joachim Werner als Kampf zwischen Odinsreligion (Adler) und Christentum aufgefasst, was unser Autor für unwahrscheinlich hielt. Im mesopotamischen und kretisch-mykenischen Kulturkreis, ebenso in späteren Kulturen sei dieses Bildmotiv auch belegt und wurde von Christen als Symbol für den göttlicher Macht ausgelieferten Menschen angesehen (264f.). Auf einer bronzenen Scheibenfibel von München-Giesing aus dem 7. Jh. wurde seiner Ansicht nach Christus mit zwei Heiligen dargestellt, jenen Kranz oder Krone des ewigen Lebens bzw. der Gerechtigkeit reichend, wozu auch Bibelstellen angeführt werden können (266-269). Hingegen "bedrohen" auf einer Fibel von Inzing zwei Löwen ein Kreuz, was er als widergöttliche Mächte deutete (270). Die Bajuwaren des 6./7. Jh.s verstanden vermutlich die Bedeutung christlicher Symbole, doch gab M-K. abschließend seiner Hoffnung Ausdruck, dass weitere Untersuchungen zum Christentum vor Bonifatius folgen mögen (271).

Siehe auch das digitalisierte Buch im Internet unter:

<http://books.google.de/books?id=A2EKd5AnW6wC&dq=m%C3%BCller-karpe+religionsarch%C>

[3%A4ologie&printsec=frontcover&source=bl&ots=fP0EO7Ip7a&sig=_jduMM77brhUN6LXhgS3C1iHt54&hl=de&ei=s2oyS-M6j9n5Bq-WIK8K&sa=X&oi=bookresult&ct=result&resnum=4&ved=0CBEQ6AEwAw#v=onepage&q=&f=false](http://www.ssfpa.se)

www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensierer – Reviews, Adoranten 2010, S. 1-10 (2011)



Ina Mahlstedt, Rätselhafte Religionen der Vorzeit, Konrad Theiss Verlag (ISBN 978-3-8062-2304-0), Stuttgart 2010, 208 Seiten mit 92 Schwarzweiß-Zeichnungen und -Abbildungen, gebunden, farbige Umschlaggestaltung; 26,90 Euro.

Den Vorderumschlag zierte eine „Schiffsflotte“ von Lökeberg/Bohuslän (Felsritzung), datiert in die frühe Eisenzeit – als Vorschau auf Kapitel III, das sich auf nordisch-germanische Mythologie bezieht.

Im Vorwort (Seite 7f.) stellte die Autorin Fragen im Bezug auf Motive, die zur Beschäftigung „mit alten Kulturen und ihren Religionen“ führen. Sie kündigte an, vier „rätselhafte“ Religionen exemplarisch vorzustellen, davor aber eine „Einführung in die Grundstrukturen archaischer Naturreligionen“ zu geben, wobei sie wohl zutreffend eine „große Bandbreite weltanschaulicher Möglichkeiten“ für gegeben hielt.

Die vier Einzeldarstellungen behandeln Göbekli Tepe (I), das sie gleich am Anfang mit großer „Ehrfurcht vor Erde und Wasser“ in Verbindung brachte (S. 8). Sodann kündigte sie eine „ganz neue Deutung des Pharaos und der Pyramiden“ an (II). Die nordische Religion behandelte sie „von den arktischen Jägern bis zu den Wikingern“ und mochte dabei auch einen Blick auf die „folgeschwere missbräuchliche Umdeutung durch die Nationalsozialisten“ einbeziehen (III). Das IV. und letzte Kapitel ist der altperuanischen „Kosmovision“ gewidmet, welche nach Ansicht der Autorin bis heute gepflegt wird.

Ihr „Vorkapitel“ trägt den Titel „Die beseelte Welt archaischer Religionen. Einführung in die zyklischen Strukturen schriftloser Naturreligionen“ (S. 9-27):

Die Autorin betonte den Unterschied, welchen sie zwischen jenen Religionen und heutigen wie etwa Judentum, Christentum, Islam zu sehen glaubte: Jene alten Religionen „kannten keine göttlichen Gebote, forderten weder Dienst noch Gehorsam und stellten den Menschen auch keine unergründliche Schöpfergottheit gegenüber, sondern formulierten die Beziehung des Menschen zum Leben, zur Natur und zur Erde“ (9).

Diese Behauptungen wurden nicht bewiesen, sind meines Erachtens auch nicht beweisbar, zumal die Autorin anfangs selber auf eine große „Bandbreite“ religiöser Anschauungen hingedeutet hatte (7).

Es leuchtet mir auch in keiner Weise ein, dass frühe Religionen weder Gebote, noch Gehorsam, noch eine unergründliche Schöpfergottheit gekannt haben sollten – eher im Gegenteil, würde ich sagen. Aber die Beziehung zu Natur und Erde ist damals wahrscheinlich wirklich ausgeprägter gewesen, weil Technik und Wissenschaft sich auf anderem Stand befanden. Ähnlich kritisch stehe ich zu manch anderer Behauptung der Autorin, obwohl sie

ihre Argumentationen durchaus mit Belegen stützte. So schrieb sie etwa auf S. 22, dass Stein als prähistorisches Baumaterial in seiner „Härte und Unvergänglichkeit“ nicht „Beständigkeit und Ewigkeit“ symbolisierte, sondern dessen „Härte und Starre, seine völlige Leblosigkeit offenbaren Merkmale des Todes, der dem Leben vorangeht.“ – Ich frage jedoch, warum dann jene Steine oft Zeichen von ‚Belebung‘ durch Formgebung und künstlerische Bearbeitung aufweisen?

Weiter schrieb sie: „Die heiligen Steine gehören zum kulturellen Erbe früher Menschen. Sie verehrten in ihnen etwas Abstraktes, etwas Schöpferisches, sahen in ihnen kein Bildnis einer Gottheit“ (23). Dies widerspricht sich im Zusammenhang der beiden zuletzt genannten Zitate doch etwas, denn S. 21 hatte sie geschrieben: „...“, denn nur ein Gott kann aus dem Tod zurückkehren, nicht aber der Mensch.“ Auch die Frage des Schamanismus und damit verwandter Erscheinungen, bei denen eine Art ‚zeitweiser‘ Tod eine gewisse Rolle spielt, ist damit ausgeklammert worden, obwohl sie im Literatur-Verzeichnis (293) auf das Schamanenbuch von H. Findeisen verwies. S. 25 schrieb sie von „unzähligen Steinbällen bereits aus der Altsteinzeit“ – ohne dafür ein einziges Beispiel anzugeben. Ich vermute, dass sie Befunde wie die 1961 aus Achenheim/Elsass von Paul Wernert publizierten gemeint haben könnte. S. 24 ist Hypogäen in „Hypogäem“ und im letzten Satz des Vorkapitels (27) allen zu „alle“ verschrieben.

Kap. I ist betitelt: „Ein Heiligtum für Wasser und Erde. Zur religiösen Symbolik von Göbekli Tepe in Anatolien“ (29-55).

Die Autorin hatte 2007 den Ort besucht und mit Ausgräber Klaus Schmidt gesprochen. Gleich zu Beginn ihrer Darstellung (29) behauptete sie: „In den zweitausend Jahren seines aktiven Bestehens wurden in Göbekli Tepe keine Gottheiten verehrt, es war im Gegenteil ein Ort, an dem sich auf geheimnisvolle Weise fortwährend Neuschöpfung vollzog – unsichtbare Geistwesen hüteten das Wasser und ließen die Erde fruchtbar sein.“ – Bemerkenswert erscheint mir, woher die Autorin das wissen will und ob das „Gegenteil“ zu Gottheiten im Prinzip fortwährender Neuschöpfung bestehen könnte??

Zu den dortigen Tierreliefs äußerte sie auf S. 30: „Sie knüpfen in ihrer Symbolik an die Tradition der Felsbilder an, bei denen die Jäger auf ihren Wanderungen Kontakt zu den Geistern fanden, die in ihrer Vorstellungswelt alles Lebendige durchwirkte. Sie fanden dort Eingang zur Anderswelt, in der das Dasein seinen Ursprung hat. In trockenen Gegenden waren diese Orte häufig mit Wasser als Quell des Lebens verbunden.“ An dieser Stelle wäre Gelegenheit gewesen, die Schamanismus-Thesen von Jean Clottes und David Lewis-Williams aus dem Jahre 1997 einzubeziehen, was aber leider nicht geschah.

Nachfolgend beschrieb sie, dass Raumkonzepte, Eingänge usw. bei den bekannt gewordenen Stelenkreisen von Göbekli T. (GT) ihrer Beobachtung nach fehlten. Den von K. Schmidt zum Vergleich heran gezogenen Fundort Nevali Cori verschrieb sie gleich zweimal in „Nervali Cori“; die Mauern von GT seien „eigentümlich grob und provisorisch im Vergleich zur handwerklichen Qualität der Stelen. Letztere standen teilweise wackelig und nur schwach fundiert in den stützenden Mauern, die manchmal sogar die Bilder verdeckten“ (31).

Wie wir den Ausgrabungs-Berichten entnehmen, wurde die Anlage mit Erde verfüllt, die viele Kulturreste enthielt, darunter zahlreiche Kleinknochen von Jagdwild, wozu auch Füchse gehörten; doch seien die Tierreliefs nicht wirklich identisch mit dem nachgewiesenen Jagdwild (32).

Außerdem sei „unweit bereits um 10.000 v. Chr. Weizen kultiviert“ worden (33). Ein sicherer Nachweis für Getreide-Zuchtanbau früher als 8.500 v. Chr. erscheint mir aber nach heutigen Befunden ungesichert.

Am GT beobachtete die Frau Mahlstedt vier Quellbäche, die sie an die vier Paradiesflüsse denken ließen (33; vgl. Abb. 3 auf S. 34), was für sie den Ort zum „Nabel der Welt“ machte – ohne dass sie an dieser Stelle die Übersetzung des Ortsnamens aus dem Türkischen als „Nabelberg“ erwähnte. Man hätte zu diesem Thema vielleicht auch die ansässige

Bevölkerung oder Archiv-Materialien befragen können. Auf S. 34 ist aus den Quellbächlein - wegen des dortigen Wunschbaumes, den sie als „Lebensbaum“ ansah - bereits „heiliges Wasser“ geworden. In diesem Zusammenhang meinte sie, dass GT „wahrscheinlich ... schon in frühester Zeit ein ‚Weltzentrum‘ gewesen sei, da er mit „seinen vier Quellen ... die Welt mit Lebenskraft und Fülle versorgt.“ Dies mag zumindest als meditative Betrachtung akzeptabel ausgedrückt worden sein.

Auf S. 35f. interpretierte sie die Steinsäule in einem Becken auf GT als Symbol für ein männliches Geschlechtsteil, glaubte jedoch genau zu wissen, dass sie „keine zeugungspotente Gottheit“ darstellte, sondern lediglich die Zeugungskraft der Quellen verbildlicht habe. S. 37 wurde daraus bereits das „Bild eines Samenergusses des Himmels“ (Regen) bzw. ein „Phallus der männlichen ‚Wasserwesen‘, welche die Erde schwängern“. S. 38 drückte I. Mahlstedt ihr Erstaunen darüber aus, dass „hier schon das erschaffende Prinzip der Natur in Symbolen von Männlichem und Weiblichem zum Ausdruck gekommen“ sei. Dies wirkt auf mich - in Anbetracht der Tatsache, dass die weiblich-männliche Symbolik bereits seit dem jüngeren Paläolithikum gut belegt ist - etwas befremdlich.

Bezüglich von Gottheiten äußerte sie die Ansicht, dass diese erst „sieben- oder achttausend Jahre später“ personifiziert wurden (39), „auch nicht als bildliche Darstellungen von mächtigen Tiergottheiten zu verstehen sind“ (40), doch glaubt sie „ihre archaische Grundaussage durchaus noch zu erkennen“: „Die Symbolbilder konkretisieren Wirkungspotenziale“ – wie etwa die Traumzeitschlange der australischen Aborigines, welche sich nach deren Glauben als Bachlauf im Trockengebiet zeigen kann (40). Die zahlreichen Schlangen-Darstellungen vom GT, welche „in die Erde kriechen“ (= nach unten) seien demnach Entsprechungen zu den „vier heiligen Quellen“ dort und könnten als sich zurückziehendes und neu geborenes Leben verstanden werden (41).

Das Keiler-Symbol und die Darstellungen von „Monstern“ mit scharfen Zähnen sah I. Mahlstedt als Todessymbole (41f.). Wieder übergang sie einen möglichen Bezug zum Schamanismus, obwohl dort die Zähne fletschenden Raubtiere, insbesondere bald nach Beginn der Trance-Visionen, immer wieder beschrieben worden sind. S. 43 wurde der „sumerische Vegetationsgott Tamnuz“ (richtiger wäre: Tammuz), welcher vom „Keiler des Winters“ getötet worden sein soll, als spätere Personifizierung aufgefasst. Nun aber geht es mit einem massiven inneren Widerspruch weiter, indem die Autorin erklärte: „Der Keiler ... wurde in Göbekli Tepe ganz offensichtlich als große Schöpfergottheit verehrt.“ Sie wies in diesem Zusammenhang auf den indischen Vischnu hin, welcher als Keiler die Erde beackert haben soll (sie meinte wohl den dritten Avatar Varáha).

Im Hinblick auf die männlichen Fuchs-Darstellungen von GT mit scharfem Gebiss und sehr langen Schwänzen erscheint mir ein Hinweis der Autorin auf übergipste Fuchsschädel von Catal Hüyük aus dem 6. Jt. v. Chr. bemerkenswert (44). Schlauheit, Trickreichtum, Transformation (vom Tod zum Leben) und Gestaltwandel gab sie als Merkmale des Fuchssymbolen an.

Vorhandene Kranich-Abbildungen sah sie in Verbindung mit dem Beginn der Regenzeit (dort Ende Oktober), Pflügen und Einsaat, also der Landwirtschaft, als Freude- und Glücksbringer für Wachstum und Gedeihen. In Kombination mit dem Fuchs stehe der Kranich für eine „Wandlung, die mit dem Wasser einsetzt“. Hierzu sei kritisch angemerkt, dass die Verbindung des Fundortes zu einer landwirtschaftlich ausgerichteten Kultur derzeit durchaus zweifelhaft oder sogar unwahrscheinlich ist!

Ihre Ansicht zu den Tierdarstellungen im Allgemeinen: „Die Symboltiere stellten assoziative Verbindungen zwischen Realität und ‚Wahrheit‘ her, indem sie sich auf mythische Erklärungen, auf Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten oder auf analoges Verhalten beziehen. Bildsymbolik ist weder Sprache, Schrift noch Illustration, sondern Schau, tief empfundenenes Wissen von verborgenen Zusammenhängen und unsichtbaren Kräften.“

Auch Geierbilder seien Todessymbole gewesen - später in Catal Hüyük (?), bei Persern oder Tibetern waren Geier offizielle „Leichenverwerter“ (45).

Winkelsymbole oder Zickzackreihen im oberen Teil der komplexen Bilderstele von GT (Pfeiler 43) deutete sie als „ewiges Werden und Vergehen“, endend in einem hantelähnlichen „Symbol der Zweiheit oder Paarheit“ (46). Anschließend überrascht uns die Autorin wieder mit der Aussage: „Nichts deutet darauf hin, dass die Stelen etwa Manifestationen von Gottheiten wären, die angebetet wurden“ (47) – angesichts der oben zitierten Aussage von S. 43 (Keiler-Gottheit) erneut befremdlich.

S. 48f. erklärte I. Mahlstedt die Tatsache, dass jene Stelenkreise offenkundig von Menschen mit Kulturerde verfüllt wurden, damit, dass GT eine „Manifestation der Erde“ als „schwangerer Leib“ gewesen sei, in welcher die männlichen Tierdarstellungen auf den Stelen z. B. Fruchtbarkeit fördernd einwirken sollten. Ähnliche Ideen sah sie auch bei den jungpaläolithischen Frauen-Statuetten angedeutet. Den Wunschbaum auf GT fasste sie wegen der vier Quellen vor Ort als „Symbolbild des Paradieses“ auf, mit dem sie scheinbar mühelos etwa 12.000 Jahre zu überbrücken versuchte.

Magie zur Beeinflussung von Naturgeistern beschrieb sie als „religiöse Technik“; in der aufgeschütteten Kulturerde vermutete sie eine Gabe für den Erdenleib; die Mauern zwischen den Stelen verstand sie als Stabilisatoren dieses Erdberges (49f.), den „schwangeren Bauch“ (51). Aus Steinen geriebener Staub (Schälchen) und Reibsteine waren vielleicht Teile magischer Handlungen (54f.); GT sei kein Tempel gewesen, sondern „ein Nabel der Welt, wie der türkische Name heute noch sagt“ (er bedeutet, wie oben erwähnt, „Nabelberg“), - „kein Ort von dieser Welt“ (55). Wenn dies zuträfe, wäre ein Vergleich mit den Funktionen jungpaläolithischer Höhlen wohl nahe liegend. Allerdings fehlt mir noch ihre Deutung des kopflosen Mannes auf Pfeiler 43, welchen die Autorin - in Verbindung mit dem Geier als Totengräber (?) – vielleicht als „getötete Gottheit“ aufgefasst habe würde? Ich selber denke dabei derzeit eher an die Darstellung einer (proto)schamanischen Initiation mit dem Geier als Haupthilfsgeist ...

Kap. II heißt: „Der sterbende und auferstehende Pharao. Zyklische Wiederkehr im prädynastischen Ägypten zwischen 6000 und 2000 v. Chr.“ (Nun gut, das prädynastische Ägypten endete vermutlich etwa 3.000 oder 2.700 v. Chr.)

Seit etwa 9.000 v. Chr. habe das Austrocknen der ehemaligen Sahara-Savanne zur -Wüste den Rückzug von Menschen und Tieren ins Niltal bewirkt (57f.). Sie zog Buschmann-Mythen von „Regenbullen“ und „Sonnenlöwen“ zur Erklärung steinzeitlicher Felsbilder heran, wobei bestimmte Tiere für Leben und Schöpferkraft, andere für den Tod (Krokodil, Nashorn, Nilpferd) gestanden hätten (58f.). Rituelle Berührung allmählich entstandener Bildpaneelen habe Wiederbelebung nach Trockenzeiten befördern sollen. Jedoch sei ab 6.500 v. Chr. dort kaum noch Regen gefallen, was zu einer Art Gefangenschaft mobiler Jäger im Niltal führte (60). Diese flohen vor periodischen Nilfluten in höhere Wadis, wo Felsbilder ihrer mutmaßlichen Ahnen angebracht waren (61). Es folgte im Niltal stets eine fruchtbare Zeit, bildlich vielleicht dargestellt durch Schiffe mit „Lebenskeimen“, die „Tausendfüßlern“ (mit ß zu schreiben!) ähneln, oder durch Frauen (Erdmutter?) mit erhobenen Armen und Blätterzweigen (61-64). Etwa um 3.000 v. Chr. sei diese Art von Darstellung des weiblichen Prinzips verschwunden. (Hierzu möchte ich ergänzen, dass in jener Zeit anscheinend die bekannten Hathor-Bilder an deren Stelle traten.) Weibliche und männliche Figuren auf Schiffen stellten nach Auffassung der Autorin Erde und Nilflut dar, wobei Letzterer der männliche Aspekt zugeordnet worden sei (65). Im Folgenden ging sie auf Ritual-Darstellungen dieser männlich vorgestellten Nilflut ein (67-69). Der Fluss habe Ägypten zunächst „in eine Unterwelt“ verwandelt (69), wo dann neues Leben erzeugt worden sei, was man nun auf eine männliche „Gottheit“ projiziert habe. Wandmalereien in unterirdischen Anlagen bei Hierakonpolis („Schreine“) deutete sie als „Machtwechsel“ zwischen Tod und Leben, Überflutung und Fruchtbarkeit (70f.). S. 72 kam sie endlich einmal auf „Zauberer oder

Schamanen“ zu sprechen, welche „mit der geistigen Welt in Kontakt stehen“. (Für auffällig halte ich dabei das Leopardenfell, welches anscheinend bereits in Catal Hüyük als Darstellung bezeugt ist.) Ein Druckfehler: „dem Klauen“ (statt „den Klauen“) in der Mitte von S. 72 hat den Sinn ins Amüsante verändert.

Später habe sich die „Nilpferd-Göttin Toeris zur Geburtshelferin“ und „Sobek mit dem Krokodilskopf zum Gott der Fruchtbarkeit“ gewandelt - „eben weil in Ägypten Leben und Fruchtbarkeit nur durch den Tod entstehen können“ (72f.).

Auf den folgenden Seiten stellte Frau Mahlstedt ihre angekündigte neue ägyptologische Hypothese auf (ab 73):

Der Osirismythos sei begleitet worden von Menschenopfern, damit diese den Todeslöwen überwinden sollten (vgl. 79, Abb. 16b). Die Beweislast für massenhafte Opferung junger Männer – „niemals Gefangene, Rangniedere oder Kranke“ (80, vgl. 91), besonders durch Ertränken, hielt sie für erdrückend, ins Besondere im Zusammenhang mit Neujahrsfest und Fruchtbarkeitskult, was eine große Belastung für die ägyptische Gesellschaft gewesen sei (85).

Da sie die Einigung Ägyptens als wahrscheinlich kultisch, nicht aber politisch auffasste (Oberägypten = ober-/überirdisch; Unterägypten = unterirdisch), erschien ihr die rote Krone als die des Todes, die weiße als Symbol der Heiligkeit und Auferstehung, die Doppelkrone für Überwindung des Todes und Herrschaft des Pharaos als sterbendem und auferstehendem „Gott“. Osiris sei so die rote, Horus die weiße Krone zugeordnet worden. Unklar erscheint mir dabei die Einführung des Begriffes „Fetisch“ im Zusammenhang mit den Pharaonen der ersten Dynastie (94).

Auch die Doppelanlagen von Pharaonen-Gräbern in Abydos und Saqqara seien entsprechend nicht territorial, sondern mythisch-religiös bedingt gewesen (96) Die ägyptischen Bauern wären - saisonal bedingt - auch Priester und Bauleute gewesen, so dass die Grabstätten und Heiligtümer eher freiwillig - im Sinne von Gottesdienst - als unter Zwang errichtet worden seien (96f.; vgl. 100). Der „Tod“ des Pharaos während der Nilflut, begünstigt durch Einnahme von Kobragift, sei zyklisch in Abydos geschehen, begleitet von zahlreichen Menschenopfern (97f.). Per Barke wäre der Pharaos sodann nach Saqqara transportiert worden (99f.), wo er in unterirdischen Wohnanlagen mit Hilfe von Bienen-Propolis wieder zum „Leben“ gelangt sei (116-118), nachdem er vier bis fünf Monate unter Tage verbracht habe (108). Das Propolis habe im Rahmen einer kannibalischen Mahlzeit in Verbindung mit Organen der Geopferten (104, 108: aufbewahrt in Kanopenkrügen) zur Stärkung des Pharaos geführt. Insofern hätte der Kannibalen-Hymnus des Unas („Schöpfungshymnus“; 113-116, 119f.) eine schreckliche Realität besessen.

Wer aber, so frage ich, führte in dieser langen Zeit die Amtsgeschäfte des Pharaos weiter? Seine Gattin? Die Priester? Wieso weiß man hierüber anscheinend nichts? Handelt es sich also um eine zu gewagte Hypothese, die Frau Mahlstedt hier aufstellte? Ihre Betrachtungen könnten wohl einige Fragen beantworten, werfen aber mit Sicherheit auch neue auf!

Dazwischen ging sie kurz auf den Urhügel Benben, die Bedeutung der Mastabas, Stierschädel (Bukranien), ägyptische Seelen- und Jenseits-Vorstellungen ein, wobei sie für die 2. Dynastie „keinerlei Hinweise auf Vorstellungen, denen zufolge das Leben im Jenseits weiterging“ zu finden glaubte (101-103; 102: irrtümlich Hüyük statt Hüyük). Die „Lebensdaten“ Djosers - „2630-2611 v. Chr.“ - könnten wohl eher seine Regierungszeit gewesen sein (107); der Autor Edwards wurde auf derselben Seite einmal falsch, dann wieder richtig angegeben. Beim Amun-Re-Kult des Mittleren Reiches sei die jährliche „Auferstehung“ des Pharaos im Alten Reich zur täglichen „Auferstehung“ der Sonne geworden (110). S. 115 (in Zeile 10 von unten) sollte es vermutlich „unter den Mächtigen“ heißen; 116 (Z. 1) verweist auf Abb. 23b, bezieht sich aber offenkundig auf 23c; 118 steht statt Imhotep irrtümlich „Imhopet“. Es gibt also mehrere Ungenauigkeiten und Fehler, die bei sorgfältigerer Redaktion wahrscheinlich vermeidbar gewesen wären.

Am Ende des Alten Reiches sei der kultische Betrug entdeckt worden und habe nicht nur zu großen Veränderungen ägyptischer Religion und Kultur geführt, sondern sogar zum Ende des Alten Reiches (121-123). Wenn aber die Bauern tatsächlich auch saisonal Priester waren, wie Frau Mahlstedt behauptete, durch und für wen konnte jener „kultische Betrug“ überhaupt begangen werden?

„Wasser und Eis – Kampf der Götter gegen die Riesen. Zu den religiösen Vorstellungen der nordisch-germanischen Mythologie“ heißt I. Mahlstedts Kap. III (125-151).

Dieser Titel legt bereits ihre Auffassung dar, dass jenes Wechselspiel aus Vereisung und Abtauen des Eises ursprüngliche Grundlage der nordisch-germanischen Mythologie gewesen sei. Erst in der späten Wikingerzeit wären daraus tatsächlich kriegerische Vorstellungen geworden (126). Ab etwa 10.000 v. Chr. wurde Norwegen durch den Golfstrom eisfreier und bot arktischen Nomaden mit schamanischen Glaubens-Vorstellungen (Anderswelt; Herr der Tiere) Lebensraum (127). Verbindung mit der Anderswelt sei u. a. durch meditativen Gesang (Joiken) hergestellt worden, ähnlich dem aus Kalevala bekannten Väinämöinen. Joiken sei als Angelmethode noch heute in Gebrauch; mit Rentier und Bär hätten sich die Menschen als „Totembrüder“ gefühlt (128). Man hatte demnach die Vorstellung, dass Jagdtiere ihr Leben für die Menschen opferten (Beispiel: Renkuh-Mythen; 129). Anfertigung von Felsbildritzungen, darunter „seltsam anmutende Geister“ (Abb. 2 auf S. 130), sei „Zugang zur Anderswelt ... Sichtbarmachen von etwas Unsichtbarem“ gewesen, wurde aber anscheinend schon vor langer Zeit aufgegeben (131). Die Behauptung der Autorin, dass es keine Järgesellschaften mehr gebe, die solche rituellen Bilder deuten könnten (132), geht aber wahrscheinlich zu weit, da z. B. der Felsbildforscher David Lewis-Williams mit Hilfe der südafrikanischen San-Buschleute solche Deutungen vorgelegt hat.

Frau Mahlstedt erwähnte auch nicht ausdrücklich, ob „der Geist der Rentiere oder Bären“, mit dem man damals in Verbindung getreten sei, ein Schutz- und/oder Artgeist im Sinne Ivar Paulsons (vgl. 129) gewesen sein könnte - doch sei es um „Harmonie zwischen Menschen und Tieren gegangen“. S. 133, Zeile 3-5, ist ein Satz grammatikalisch unverständlich. Der Winter sei als Riese, der Sommer als Renkuh symbolisiert worden – vielleicht als Dualwesen in zwei saisonalen Gestalten (134). Auch ging sie auf die Alta-Felsrücken mit dem „Storsteinen“ ein, die sie für alte „Sieidi-Steine“ hält, welche die Samen (Lappen) noch heute als „Aufenthaltssorte der Geister“ ansehen, wo sie mit Anderswelt und Ahnen reden, opfern und joiken. Unter „christlichem Einfluss“ sei der alte Glaube ambivalent geworden, so dass Glücks- und Heilsbringer sich in das Gegenteil verkehrten (z. B. Stallofelsen bei Hammerfest; 135). Sodann wunderte sich die Autorin, deren Verdienst es ist, zahlreiche neuere Werke zur Sami-Literatur eingearbeitet zu haben (vgl. 206-208), dass die ältesten Schiffsdarstellungen am Altafjord und in Karelien Ren- oder Elchgestalt zeigen. Aus meiner Sicht wird dies vielleicht verständlich, wenn man bedenkt, dass die ältesten aufgefundenen Bootsfunde - wegen offenkundigem Holzmangel - Halbspanten aus Rengeweih hatten (Fund von 1882: Schleuse Husum / Schleswig-Holstein, ca. 9.000 v. Chr.).

Ein Abschnitt des III. Kapitels ist benannt mit: „Symbole zyklischer Fruchtbarkeit in den Felsbildern Bohusläns“ (137-144), daher wohl für unsere Leser besonders interessant:

Die Felsbilder zeigen „zum Teil die bekannten Symbolzeichen der Jäger: Rentiere, Geister und Schiffe; Fische, Elche, Bären und Wale fehlen hingegen“ (137). Bei der dortigen Abbildung 8 ist „Vittlyke“ statt Vitlycke (143 richtig) als Felsbildort angegeben. I. Mahlstedt wies auf Ähnlichkeiten der nordischen mit ägyptischen Schiffsdarstellungen hin, ebenso auf die Parallelität zwischen Winterstarre und Trockenheit (138). Solche Schiffe könnten wie in Ägypten Vorzeichen für die Rückkehr des wieder belebenden Wassers gewesen sein, das man vielleicht durch „Joiken der Erde oder des Wassers“, im Norden zwecks Herbeirufen von Tauwetter vorbereitet habe. Selbst die kleinen Striche in den nordischen Schiffsdarstellungen verglich sie mit ägyptischen „Lebenskeimen (139 vgl. 61-64); ob vielleicht Paddel oder Ruder gemeint gewesen sein könnten, wurde von der Autorin nicht erwogen.

Stein als Bildgrundlage hätte Winterstarre symbolisiert. Punzen und Klopfen magischer Zeichen darauf habe Geister aus dem Winterschlaf erweckt (140). An dieser Stelle führte sie nochmals die aus früheren Werken bekannte These des zoroastrischen menog-getig-Begriffes aus (vgl. I. Mahlstedt, Die religiöse Welt der Jungsteinzeit, S. 63-66 und meine Besprechung dazu: www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensionen – Reviews, Adoranten 2006, S. 1-3). Dieser Begriff wäre im Falle seiner Anwendbarkeit auf die nordischen Verhältnisse doch wohl als vorzoroastrisches Erbe anzusehen. Außerdem scheinen bestimmte Darstellungen auf die „heilige Hochzeit“ hinzuweisen. Beil, Hammer, Keil, Speer und Stange in Händen oft großer männlicher Figuren seien mit rituellen und/oder mythischen Handlungen zur Befreiung des Wassers verbunden gewesen, wozu sie einen (vielleicht) indogermanischen Steinhimmel-Mythos etwas ausführte (141). S. 142, Abb. 11 ist „Aspebergt“ statt Aspeberget verschrieben. Im Hinblick auf nordische Bildpaneelen glaubte die Autorin nicht an szenische Darstellungen, sondern daran, dass einfach jährlich neue Figuren hinzugekommen seien (143). Der noch heute „als Sieidi verehrte ... heilige Berg im Inari-See“ galt zwischenzeitlich als Sitz Thors, welcher zur „Kategorie der das Eis aufschlagenden Gottheiten“ gehört habe. Demnach seien die genannten Schlagwerkzeuge in der Bronzezeit „Instrument der Befreiung vom Tod“ gewesen, worauf eventuell auch gebrannte und gesprungene Steine von Vitlycke hinweisen könnten (rituelles Aufbrechen; vgl. vielleicht das deutsche Wort „Aufbruch“ für „Abreise, Beginn“!). Mit „Allvater“ und „Kriegerbeschützer“ Odin sei die Abkehr von Geistern zu Gunsten kriegerischer Ausrichtung verbunden gewesen (144). Darstellungen von Schlitten, Wagen, Schiffen hätten nicht zur „Unterhaltung“ der Ahnen in Gräbern gedient, sondern als Symbole für „zyklische Neuentstehung“. Die Götterwelt der Edda sei im Wesentlichen aus Island vom 13. Jahrhundert überliefert, aber dennoch vergleichbar mit anderen indogermanischen Helden- und Göttergedichten wie Ilias, Nibelungenlied oder Mahabharata (145), wobei die germanischen Götter hier wie dort auf menschlicher Ebene „operierten“ (146). Tyr-Ziu ist dabei in „Try“ verschrieben worden. Im so genannten Thrym-Lied wurde die Brautweihe mit dem Hammer beschrieben; auch erschuf Thors Hammer nach germanischen Vorstellungen aus Fell und Knochen die geschlachteten Schafböcke erneut, holte sie vom Tod ins Leben zurück (147). Letzteres wirkt allerdings auf mich wie ein archaischer Überrest aus der Altsteinzeit, als das Aufbewahren von Tierknochen offenkundig eine besondere Rolle spielte – ähnlich wie bei nord-eurasischen Jäger-Kulturen. Njord (üblich ist Njörd) war anscheinend eine alte Schöpfergottheit, verbunden mit offenem Wasser und dem Wunderschiff Skidbladnir (?; meist Attribut Freyrs). Dreimal soll er geboren und gestorben, dann auch weiterhin am Leben gewesen sein, vermählt mit „Jord“, der Erde (eigentlich Konkubine Odins; übliche Gattin Njörds ist Skadi!) – vergleichbar dem Geschwisterpaar Freyja und Freyr. Die einst wie die lettische Jumis von skandinavischen Bauern verehrte Freyja (Sommerhalbjahr) sei im Winterhalbjahr als Nerthus identifizierbar. (Mir scheint hier eine Parallelität zu Persephone-Proserpina vorzuliegen.) Freyr sei mit einem gold-glänzenden Keiler verbunden gewesen, der Übernatürliches und Fruchtbarkeit verkörpert habe, was ihrer Ansicht nach auch schon bei den Keilerreliefs von Göbekli Tepe zutrifft (148). Auch Freyr habe man mit fließendem Wasser verbunden gesehen. Sowohl für ihn, als auch für Freyja-Nerthus gab es anscheinend im Vorfrühling (Wagen-)Prozessionen zwecks Wiederbelebung gefrorener Felder. Im „Stein-, Frost- oder Reif-Riesen“ Ymir, aus welchem die Welt erschaffen worden sein soll, vermutete sie ein „mächtiges Schöpferwesen“. Balder sei als Variante zu Freyr anzusehen, da er sehr ähnliche Funktionen gehabt habe. Der „Mönch Snorri Sturluson“ (lebte 1179-1241) schrieb nicht nur die Edda, sondern auch „Völuspá, das Lied der Seherin, in 57 Strophen nach Art eines großen Schöpfungshymnus“ (149). Am Ende des letzteren Textes steht Ragnarök, ein mythischer Endkampf, bei dem sich „Götter und Riesen gegenseitig vernichten“. I. Mahlstedt sah hierin allerdings auch die „zyklische Wiederkehr des Lebens nach dem Wintertod“, den „Kampf der Naturgewalten“ durchschimmern (150). Auch meinte sie, dass „die rauen hünenhaften Wikinger zum

Christentum gezwungen“ worden wären, nachdem sie zuvor nur ihren eigenen Fähigkeiten vertraut hätten. Im Volksglauben habe sich einiges Vorchristliche erhalten und „der furchtbare Fenriswolf des Ragnarök war ursprünglich kein grausamer Vernichter, sondern der Geist des Winters, ... Teil der Ordnung der Natur“. Jedoch hätten die Nazis das Wolfssymbol „zum Leitbild ihrer Kampfesmythologie“ erkoren und es im Sinne der Lehre vom „Recht des Stärkeren“ aufgefasst – ähnlich wie den „hinterlistigen Loki“ und den „undurchschaubaren Odin in seiner Halle voller gefallener Recken“ (151). Die mutmaßlichen Natursymbole der Ragnarök seien von den Nazis auf ihr Menschenbild übertragen worden – ungeachtet ihrer Entstehung in der zeitweise menschenfeindlichen Natur Skandinaviens, wo man „Freude und Hochachtung“ gegenüber dieser „beseelten und lebendigen Natur“ empfunden habe. Ihre Thesen bezüglich jener von Himmler und Heydrich – anscheinend nicht so sehr von Hitler – entwickelten „Germanophilie“ halte ich für durchaus beachtenswert.

Das IV. und letzte Kap. heißt „Die andine Kosmvision der Pachamama in Peru. Betrachtungen einer verdrängten Religion“ (153-202). Die altperuanische Religion sei geprägt gewesen von einem „Lebensprinzip, bei dem Mensch, Natur und Kosmos eine schöpferische Einheit bilden. Sie stellt sich im Bild der Pachamama und der Apus dar, als innere und äußere Welt, die von schöpferischen Kräften beseelt und auf das Engste mit den Menschen verbunden ist“ (153) Es folgt eine Polemik I. Mahlstedts gegen „Religionen des Abendlandes“(!), womit sie doch vermutlich die christlich-jüdische Tradition meinte, ohne deren Zielsetzung „Bewahrung der Schöpfung“ (z. B. im „Weltethos“) zu würdigen. Das altperuanische Prinzip sei bisher weitgehend übersehen und Pachamama als „Mutter Erde“ zu eng aufgefasst worden (154). Noch heute werde in Peru die alte Kosmvision praktiziert (155), so dass die Autorin 2008 an entsprechenden Ritualen vor Ort teilnehmen konnte, wobei das Verzehren von Meerschweinchen ihr anscheinend kein Unbehagen bereitete. Ihr Forschungs-Gegenstand waren auch die chacras, planmäßig für differenzierten Anbau auf verschiedenen Höhen (bis 4.000 m hoch) gelegene „heilige“ Äcker von etwa einem halben Morgen (156). Diese haben offenkundig einen „Mund“ (Opferstelle für Pachamama) und würden ähnlich wie schwangere Frauen angesehen. Rituelle Handlungen im Zusammenhang damit seien etwa ein Anti-Hunger-Ritual (Kartoffel-Prasserei) oder Tanzen mit jungen Pflanzen zu Flötenmusik (zeitgleich Karneval im Februar). Saatguträume mit flachem mamanin-Wächterstein dürfen nur barfuß von Frauen der Besitzer-Familie betreten werden (157). Die erwähnten Steine gelten als sehr kraftgeladen und stünden „für Härte und Einigung“. Ihre Funktionen könnten aber auch von Pflanzen und Tieren übernommen werden – im Sinne von ayni, dem Prinzip gegenseitiger Hilfe und Verantwortung, das für die „andine Kosmvision“ grundlegend sei. (Demnach müsste der machismo tatsächlich aus Europa dort hin gebracht worden sein!) Als zweites wichtiges Prinzip führte Frau Mahlstedt yanantin an, die universale Zweiheit aller Wesen im Sinne äußerer und innerer (geistiger) Gestalt (159). Die Apus stünden dabei für den unsichtbaren inneren Anteil, so dass Rituale häufig Paarigkeit aufwiesen. In Pachamama sah die Autorin „die gesamte sichtbare Welt“ (160). Auch Menschen und Gemeinschaften hätten Apus, was mich fast an einen Schutzgeist- oder Engelsbegriff denken lässt. Die Apus seien Elemente des ayllu, der großen Verwandtschaft aller Wesen, unter denen illa-Wesen als Lebensgrundlagen der Menschen (z. B. Mais und Lamas) rituell besonders vergegenwärtigt wurden. Mit Pachamama sei eher die Natur selber gemeint gewesen als deren Herrin oder Göttin (161). Es folgen Ausführungen über den Aufbau dreier Welten mit lösbaren und unauflösbaren Verbindungen. Die damit verbundenen Begriffe stünden für Denkmuster im sozialen, spirituellen und bäuerlichen Leben (162): „Götter sind hier nicht notwendig, um in Harmonie mit der Natur zu leben.“ I. Mahlstedt schloss einen Bericht über selbst erlebte Rituale in Inka-Ruinen bei Huchuy Cusco an, wobei zwei „Schamanen“ eine Rolle spielten (162-167); leider verriet sie uns nicht deren einheimische Amtsbezeichnung. Insbesondere das Sternbild Chacata (Kreuz des Südens, aber nirgends im Text so bezeichnet!) scheint dabei wichtig gewesen zu sein. (S. 164 finden wir

zwei falsche Relativ-Pronomina.) Eine Skizze vom ehemaligen Inka-Tempel in Cusco von etwa 1620 stellte auch Chacata dar (167-170), ganz unten ein Gitternetz, das sie als „das vernetzte Gewebe des Seins“, „Zusammengehörigkeit aller lebendigen Erscheinungsformen“ auffasste (169; vgl. 168, Abb. 4). Sie verglich dieses Zeichen mit solchen aus dem spät-paläolithischen Frankreich. Mit William M. MacGovern (1927) sprach sie im Hinblick auf das Inkareich von „Familienkommunismus“ und - gegen die Ansicht vieler Historiker und Archäologen - von einem eher religiös anstatt militärisch verklammerten Gebilde (170). Das Sternbild Chacata habe als Lebenssymbol für Entfaltung der Vegetation gestanden (171-173). Am 28.04. gehe die Catachillay (Aldebaran) auf und die trocken-kalte Jahreszeit beginne. Felsbilder zeigen anscheinend Chacata zwischen Schlangen und Pumas. Beim Ernte-Kreuz-Fest Anfang Mai stehe ein mit Maiskolben und Früchten geschmücktes Gebilde für jenes Sternbild (Freude am Leben und der Wachstumszeit).

Im nachfolgenden Abschnitt geht es um „Die Felsbilder des Toro Muerto und die Linien von Nasca“ (173-179 und 180-183): Toro Muerto – der Name wurde nicht erklärt („Toter Stier“?) – ist eine Wüstengegend mit „etwa mannsgroßen Steinbrocken“, veröffentlicht von Hans-Dietrich Disselhoff (1968), welcher diese als seiner Kenntnis nach „größte Felsbildgruppe“ bezeichnete (174). Dortige Schlangen-Symbolik deute auf Wasser hin, das heute nur noch in Gestalt einer kleinen Quelle in der Nähe vorhanden sei (176). Große Puma- und Jaguarbilder verkörperten „den Aspekt des schöpferischen Todes und der geistigen Macht“ (177). Doppelung von Symboltieren deute auf das yanantin-Prinzip hin. Lamas, Ziegen usw. seien oft nur klein dargestellt. Immer wieder wies die Autorin auf Zusammenhänge zwischen Wüstengegend und Regenwald hin; man habe stets gewusst, dass das Wasser nicht aus der Wüste stamme, sondern von dort her komme (179), worauf z. B. ein Schlangenbild mit Kolibrikopf hinweise. Auch die Gegend von Nasca (180-183) ist offenkundig sehr trocken. Auch dort befänden sich unterirdische Wasserlinien aus den Regenwäldern. Diese seien im Bereich der gigantischen Felsbilder durch lineare Markierungen erkennbar. Die weltbekannten Tierbilder lägen dazwischen. Insgesamt sei dort ein Prozessions-Gelände anzunehmen, auf dem eventuell Verwandlungen von Schamanen in Tiere dargestellt wären! Teilweise seien die Bilder nach Sternen ausgerichtet (z. B. Chacata – anscheinend auch als Darstellung dort vorhanden). Ab S. 184 schrieb I. Mahlstedt den Ortsnamen mit z: „Nazca“.

S. 184-191 ist „Caral – Tempel des heiligen Wassers“ gewidmet. Gemäß dieser Überschrift erklärte sie die dortigen Anlagen aus der Zeit um 3.000 v. Chr. (bisher älteste Pyramiden der Welt!) als Wasser-, statt - wie von Anderen zuvor angenommen - als Feuer-Heiligtümer, da es dort keine Tradition von Letzteren gebe (189). Pflanzliche und tierische Belege deuteten auch für diese Wüstenoase auf Beziehungen zum Regenwald hin. Als man Kraftverlust der Anlagen verspürte, habe man sie „ehrfurchtsvoll ruhen lassen – zum Vorteil heutiger Archäologen“, so dass ein Vergleich mit „Göbekli Tepe“ (leider mit einem e zuviel geschrieben; 188) nahe liege – S. 189, nach Ansicht der Autorin, auch im Hinblick auf krafterfülltes Wasser. Die Pyramide von Sechin Bajo ist anscheinend etwa gleich alt wie Caral. Sie versuchte einen dort einst abgehaltenen Wasserritus an Hand ihrer Kenntnisse zu rekonstruieren (189-191), zumal in Tippon (üblich: Tipón) bei Cusco von den Inka und in Ulantaytambo (üblich ist deutsch Ollantaytambo) Wasser-Heiligtümer betrieben wurden (190). Im Supé-Tal (Caral) seien Kulträume auf einer Stufenplattform kreuzartig angelegt worden, was wieder auf die Chacata hinweise (191). Zeremonien, Gesänge, Flötenmusik und Prozessionen habe man als „geistige Nahrung“ für Pachamama betrachtet; noch heute trügen „Urwaldgemeinden“ Federkreuze bei religiösen Festen umher, welche die Chacata symbolisieren sollen. In Caral seien 70 Flöten aus Pelikan- und Kondorknochen gefunden worden, verziert mit Affen, Pumas, Schlangen, Kondoren und menschlichen Wesen – ähnlich den Felsbildern bei Toro Muerto und Nazca.

Das vorletzte Thema des Buches lautet „Von Chavin zu den Inka“ (192-199): Der Tempel von Chavin war anscheinend ein geschlossener fensterloser Komplex, „aus gewaltigen

Steinquadern gebaut“, eine „erdgedeckte Megalithanlage“ mit „labyrinthisch verwinkelten Gängen“ und altem, dann erneuertem Zeremonialhof (192). In einem kleinen, aber zentralen Innenhof befand sich ein Rundbau, den die Autorin als Wasserbecken deuten möchte. Bis etwa 1500 wurde die Anlage anscheinend aktiv genutzt, dann aber von (mutmaßlichen?) Inkapriestern aufgefüllt. Neben Flachreliefs „der Jaguargottheit“ fällt die kontrastierende Verwendung schwarzer und weißer Bausteine auf, welche sie mit dem yanantin-Prinzip (sichtbar-unsichtbar) in Verbindung brachte – fast erinnert mich dies ans Yin-Yang-Prinzip der Chinesen. Örtliche Überlieferungen deuten darauf hin, dass dort alljährlich „Schamanen und Autoritäten“ aus allen Landesteilen zusammenkamen um Natur-Beobachtungen zu besprechen, diese zu deuten und über weiteren Pflanzenanbau zu entscheiden. Zur Verwendung des Chacata-Zeichens schrieb sie: „Ihre Kreuzform bildet den Hintergrund unzähliger Ornamente und Figuren in Chavin“ (194). Allerdings ist ihr dortiger Hinweis auf Abb. 11b (193) nicht zutreffend, 11c wäre korrekt. Durch häufige Umrahmung der Chacata-Kreuzform entstand wohl das Treppenmotiv als Stilelement der Chavin-Periode. Eine froschähnliche Figur zeigte als „lunarer Regenbringer“ vielleicht den Beginn der Regenzeit bei Erscheinen der Chacata an. In diesem Zusammenhang kam sie auf Gottheiten jener Kulturen zu sprechen (Mondgöttin der Recuay-Kultur mit Schlangenhaar als Regensymbolik(?) und Sonnengott), wobei Puma und Jaguar Göttlichkeit symbolisieren könnten. - Unwillkürlich kommt mir da die füllige weibliche Person auf dem „Leopardenthron“ von Catal Höyük in Erinnerung, wenn auch zeitlich und räumlich weit entfernt! – Die Mondgöttin habe oft ein Chacata-Zeichen in der Hand gehalten. Bei den Indios werde der Mediziner als Entsprechung zum Jaguar angesehen: Furcht erregend, mit unheimlich-unberechenbarer Kraft, oft nicht nur Heiler, sondern auch Häuptling, Richter und „Priester“ in einer Person (195). Er bekomme seine Macht nach dortigen Vorstellungen bei der Initiation mit Drogen und Tänzen durch Begegnung mit einem schwarzen Jaguar als Höhepunkt dieses Vorganges, woraus tiefes Wissen über die Natur des Urwaldes entstehe. Die Urwaldliane Ayahuasca, welche die Wahrnehmung massiv zu verstärken scheint, sei für Chavin und auch schon für Caral belegt – wie, steht leider nicht geschrieben (196). Das „Heiligtum eines Jaguar-Gottes“ in Chavin sei wohl eher „das in Ayahuasca-Visionen geschaute Prinzip der Kosmvision“ gewesen, „das sich ... zu einer aus Wasser und Schlangen geformten Gestalt aufbaut, der die große Schöpfungsmacht des Jaguars innewohnt (Abb. 13a).“ Durch das Chavin-Gebäude sei wohl Wasser geleitet worden, so dass im Innern dessen Rauschen bei Seancen hörbar gewesen und in die dort geübten Meditationen und Überlegungen zum Pflanzenanbau eingeflossen sei. Insgesamt hätte Chavin nicht Beginn, sondern Höhepunkt der geschilderten Entwicklung dargestellt, welche weit früher angefangen habe (198).

Der letzte Textabschnitt betrifft „Viracocha als Symbol der Pachamama und der Kosmvision“ (199-202). I. Mahlstedt betonte nochmals den nicht kriegerischen oder imperialistischen Charakter jener Kulturen; eher sei gegenseitige Hilfe angesagt gewesen (ayni). So hätten die Autoritäten und Schamanen in Chavin mit Pachamama „gesprochen“. Mythische Darstellungen auf Kultgefäßen der Moche- und Casma-Kultur würden auf „heilige Hochzeit“ hindeuten (200 mit Abb. 14a/b). Ursprünglich sei Viracocha „das Schöpferische“ gewesen, zunehmend aber mit der Sonne identifiziert worden (201). Die Quechua-Bauern der Anden hätten ihre alte Religion niemals wirklich aufgegeben, sondern nur deren Gewand gewechselt, um die gewalttätige, katholisch geprägte Herrschaft zu überleben (202). Offenkundig sah die Autorin die andine Religion als die bessere an, indem sie diese als „bemüht um Harmonie und Frieden mit der Pachamama“ bezeichnete.

Ein nach den Kapiteln unterteiltes Literatur-Verzeichnis (203-208) schließt das Buch ab (205: Lanczkowski 1999 muss „... der alten Ägypter“ heißen); ein Stichwort-Verzeichnis wurde nicht erstellt.

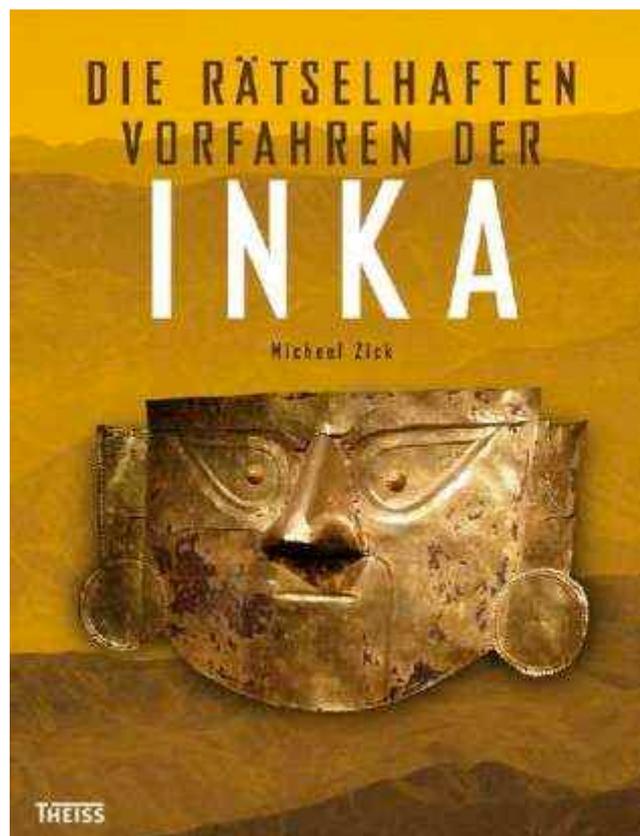
Trotz einiger fragwürdiger Thesen sollte das detailreiche Buch als Anregung zur weiteren Diskussion akzeptabel sein!

Dr. Michael Sturm-Berger
Grabbeallee 72, D – 13 156 Berlin
Sturm-Berger@gmx.net
(Adresse veraltet!)

www.ssfpa.se – Publikationer – Adoranten – Recensioner – Reviews, Adoranten 2011, S. 1-12 (2012)



Michael Zick, Die rätselhaften Vorfahren der Inka, 160 Seiten mit über 130 farbigen Abbildungen und 3 Karten; gebunden mit Schutzumschlag; 34,90 Euro (D); ISBN 978 3 8062 2329 3; Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2011.



Im *Prolog* (S. 6-9) wies der Autor auf allgemeine Assoziationen im Zusammenhang mit Peru hin: Im Vordergrund stünden die Inka, obwohl diese dort nur 98 Jahre geherrscht hätten (laut Geschichtskarten auf S. 9: 96 Jahre = 1438 - 1534). Hingegen wird derzeit der Beginn peruanischer Monumental-Architektur bereits etwa ein Jahrtausend vor den ägyptischen Pyramiden (demnach noch vor 3.500 v. Chr.) angesetzt. Kyklopenmauern, Bewässerungs-Anlagen, bemalte Keramik und Steinmetzarbeiten seien weitere Höhepunkte dortiger Zivilisation gewesen – entstanden in der Auseinandersetzung mit einer vielfach rauen Natur –

seiner Ansicht nach ohne Anregungen von außen. Die Archäologie biete jetzt den Hauptzugang zur alt-peruanischen Kultur, wengleich auch Berichte der Inka noch vorhanden seien. Innerhalb des peruanischen Großraumes habe es schon früh Vernetzungen gegeben, die zumindest Handels-Beziehungen ermöglichten.

Sehr hilfreich erscheinen die sechs gestaffelten historischen Karten auf S. 9, welche eine Perioden-Aufteilung peruanischer Kulturen von 4.500 v. Chr. bis 1534 n. Chr. präsentieren.

M. Zick wählte den Einstieg ins Thema durch eine Zusammenfassung zum Inkareich über „**Die letzte Blüte – Aufbruch ins ‚Goldland‘ Pirú**“ (10-19), zum Zustand, in dem die Spanier unter Pizarro die Andenländer vorfanden, deren Monumental-Architektur, Kunstfertigkeit und Steinbearbeitung, über ihren Metallreichtum, ihre organisatorischen Leistungen, technischen Kenntnissen usw. Besonders eindrucksvoll erscheint dabei die konzentrische Terrassen-Anlage von Moray (Abb. S. 18), für die es laut Zick bisher keine nachvollziehbare Deutung gibt.

Es folgt der gewichtige, weil mit neuen Forschungen zusammen-hängende Abschnitt „**Der Urknall**“ (20-51), beginnend mit „*Caral – Amerikas erste Stadt*“ (22-33), an deren Existenz sich Forschung und Verwaltung erst allmählich gewöhnen mussten. Die monumentalen Anlagen stammen nach heutiger Datierung aus der Zeit um 2.600 v. Chr. Außer ihrem hohen Alter ist auch die These der Entstehung solcher Architektur auf einem Wüstenplateau der Gewöhnung bedürftig gewesen. Bisher wurde aus diesem Zeitabschnitt dort keine gebrannte Keramik gefunden, doch wird der Ursprung höherer Zivilisation in Peru durch die vorliegenden Befunde um 1.500 Jahre vorverlegt; bisher hatte man die Chavín-Kultur als Beginn höherer Zivilisation angesehen. Auf einer Fläche von 66 Hektar befinden sich Pyramiden-Bauten, etwa gleich alt wie die ägyptischen (!), mehrere Rundenanlagen und ein durch unterirdische Schächte geförderter zentraler Feuerplatz mit Resten von Opfergaben. Caral scheint eine Art Hauptstadt im Verhältnis zu etwa 20 weiteren Siedlungen im Supe-Tal gewesen zu sein. Es lassen sich frühe und weit reichende Handels-Beziehungen durch entsprechende Funde belegen. Caral lag dabei zentral, exportierte farbige Baumwolle und Flaschenkürbisse, importierte Küstenfische und –schilf, tierische Produkte aus Andenhoch- und Amazonastiefland. Die aufgefundene Keramik ist ungebrannt und beschränkt sich auf kleine Tonfiguren mit auffälligem Haarschmuck, deren kultische Bedeutung vermutet wird. Ebenso wird eine Beziehung zur etwa 800 Jahre älteren, aber mindestens 1.000 km entfernten Valdivia-Kultur Süd-Ecuadors erschlossen, welche bereits gebrannte Gefäß- und Figuren-Keramik gekannt hatte. Diese könnte demnach die geistige Vorläuferin Carals gewesen sein. Gesellschaftliche Hierarchien sind dort – im Gegensatz zur sehr wahrscheinlich vorhandenen Arbeitsteilung – eher schwach zu belegen gewesen, obwohl es vermutlich einen Planer für die Gesamtanlage gab. Entsprechende Friedhöfe, in denen eine zu erwartende Schichtung erkennbar wäre, sind bislang nicht gefunden worden. Ebenso fehlen bisher militärische Anlagen und Waffen! Dafür aber sind kultische Überreste wie Tempel, Altäre, Opferreste usw. umso klarer belegt. Diese hatten vermutlich auch mit dem Zusammenhalt der damaligen Gemeinschaft zu tun, welche vielleicht sogar das Urbild der Inka-Zivilisation dargestellt haben mag, zumal bestimmte Kultdetails anscheinend bis in die Inkazeit bewahrt blieben (z. B. Trapeznischen, Andenkreuze und Quipus). Doch sind diese Theorien vorläufig und bedürfen noch gründlicherer Überprüfung. Die ältesten Daten für Caral stammen aus dem 29./28. Jh. v. Chr.; interdisziplinäre Zusammenarbeit vor Ort ist erst in Entstehung begriffen. Ausgräberin Carals ist die peruanische Archäologin Ruth Shady; sie legt neben dem Fortschritt der Forschungen größten Wert auf Konservierung der alten Baureste für touristische Zwecke, Ausbau der Infrastruktur und Wirtschaft, weiterhin des Kunsthandwerkes der Region. Derzeit ist sie selber durch die dortigen Ausgrabungen größte Arbeitgeberin vor Ort! Es scheint aber leider einen Urheberrechts-Skandal mit zwei US-amerikanischen Archäologen und eine Konkurrenz-Situation zu den Berliner Ausgräbern in Sechín Bajo zu geben. Seit 2007 werden die Caral-Ausgrabungen vom peruanischen Staat

intensiv gefördert, was in diesem Land fast als neue Errungenschaft bezeichnet werden kann. Viele Fragen zur „ersten Stadt Amerikas“ sind noch ungeklärt und um 2.100 v. Chr. wurden die Kultanlagen von Caral geradezu unter Sand, Geröll und Steinen beerdigt, sodann von ihren Nutzern zurück gelassen. Auch das Errichten von Monumental-Architektur insgesamt wurde von Nachbwohnern im Supe-Tal nicht mehr aufgegriffen.

Anschließend führt das Buch in noch weiter zurück liegende Zeiten. Zunächst folgt „*Amerikas ältester Kultbau – Sechín Bajo*“ (34-37), wobei sich die Aussagen „5500 Jahre alt, erbaut zwei Jahrtausende vor den ägyptischen Pyramiden“ (34) zunächst zu widersprechen scheinen und etwas verwirren. Berliner Forscher deckten seit 1992 Reste einer Großanlage mit Tempel-Pyramide für Feste, Riten und - wie ich vermute - auch für Prozessionen im Tal des Casma-Flusses auf, etwa 370 km nördlich von Lima. Dieses Tal gilt als direkte und einfache Verbindung zwischen Küste und Hochland. Es beherbergt etwa 50 bis heute aufgefundene archäologische Komplexe mit Großbauten, die den Archäologen voraussichtlich noch viel Einsatz abverlangen werden! Die Anlage von Sechín Bajo dehnt sich über etwa 30 ha aus und grenzt an die Wüstenzone. Diese große Fläche war planiert und mit einem Lehmestrich überzogen, auf dem Kultbauten errichtet wurden. Im Jahre 2006 durchgeführte elektromagnetische Messungen zeigten, dass eine 40 m x 40 m große ummauerte Plattform dreimal schrittweise vergrößert wurde. Eine Lehmziegeltreppe (!) führte zu einem vertieften Rundplateau von 16 m Durchmesser. Kultplätze dieser Form gab es anscheinend später noch bei den Inkas; sie würden also eine sehr lange Tradition aufweisen. Gut abgesicherte Muscheln und Feuerstellen vom ältesten bisher aufgefundenen Bauwerk erbrachten zehn Radiocarbon-Daten aus der Zeit zwischen 3.500 und 3.000 v. Chr. Es könnte darunter ein noch älteres liegen, das derzeit aber nicht untersuchbar ist. Käme man damit vielleicht doch auf die Zeit 2.000 Jahre vor den ägyptischen Pyramiden?

Bekanntlich sind Großbauten nicht der Beginn menschlicher Zivilisation in Amerika. Deshalb ging unser Autor noch weiter zurück in „*Die Besiedlung Amerikas – Waren die ersten Amerikaner Südamerikaner?*“ (38-41). Seit 1937 hielt man die Clovis-Kultur aus New Mexico, datiert in die Mitte des 10 Jt.s v. Chr., für die älteste menschliche Spur. 1977-87 erfolgte Forschungen von Tom D. Dillehay in Monte Verde (Chile) wurden erst 1997 anerkannt: Zelt aus Pfählen und Tierhäuten, Feuerstellen, menschliche Fußabdrücke, Holzspeere, Steinwerkzeuge, Pflanzenreste usw. aus der Zeit um 12.500 v. Chr. Die dortige Verwendung von 13 Algenarten scheint auf eine intensive Beziehung zur etwa 60 km entfernten Meeresküste hinzuweisen. Demnach wäre es nach jetzigem Forschungsstand wahrscheinlich, dass die menschliche Besiedlung Amerikas über die Beringstraße oder/und Grönland - die Küsten entlang nach Süden - bereits im 18. Jt. v. Chr. begonnen haben könnte. Gelegentlich gemachte Funde an den Küsten könnten diese These stützen. Im Norden und Süden Perus wurden Fundkomplexe aus der Zeit zwischen 12.000 und 10.000 v. Chr. aufgedeckt. Noch älter als die Monte Verde-Befunde sind vielleicht die von Pedro Furada an der Ostküste Brasiliens. Andere Fundorte Nordamerikas sind umstritten, doch scheint die „erste Besiedlung Amerikas“ heute ein verbreitetes und spannendes Forschungsthema zu sein.

„*Die Vorgänger der Vorfahren*“ (42-51) heißt der letzte größere Abschnitt des „*Urknalles*“. Unter einer Müllhalde beim Dorfe Ventarrón (Lambayeque-Tal/Nord-Peru) wurde 2007 ein 3.000 -4.000 Jahre alter Tempel mit 2 m hohem farbigem Wandgemälde aufgedeckt, daneben eine Brandopferstelle mit verrußtem Rauchabzug (Schornstein?). Die Deutung der bildlichen Darstellung ist unsicher, könnte aber einen Hirsch, gefangen in einem Netz, gemeint haben. Ein weiterer Tempel von 150 m x 70 m Ausmaßen mit bemaltem Wandrelief wurde 2008 auch im benachbarten Collud freigelegt – diesmal mit altbekannten Bildmotiven: „*übernatürliches Mischwesen aus Raubkatze, Vogel, Spinne und Mensch*“ (43). Nicht weit davon wurde aus Zarpán ein weiterer kleiner Tempel bekannt. Insgesamt scheint das Vorkommen von Kunst in dieser Region häufiger als in Caral gewesen zu sein.

Tom D. Dillehay fahndete auch in Nord-Peru gezielt nach alten Fundstätten, untersuchte deshalb den schon 50 Jahre zuvor ausgegrabenen Fundort Huaca Prieta erneut. Die Datierung dortiger Feuerstellen wies auf ihre Anlage um 5.000 v. Chr. Von dort stammen u. a. Textilien und bild-reliefierte Flaschenkürbisse; eine Wohnplattform hatte bei 3 m Höhe 50 m x 50 m Ausmaße, kann demnach als schlichte Monumental-Architektur bezeichnet werden.

Real Alto, eine ausgegrabene Siedlung der süd-ecuadorianischen Valdivia-Kultur, bestand aus mehreren hundert Häusern „in parallelen Reihen“. Zwei ca. 10 m durchmessende Hügel innerhalb dieser Siedlung „für sakral-festliche Ereignisse und Beerdigungen“ erbrachten u. a. „ein Frauengrab mit mehreren geopfert und zerstückelten Männern. Im anderen Hügel kamen Tierknochen und sehr viel besonders hochwertige, absichtlich zerbrochene Keramik zum Vorschein. Daraus hat man auf große Trink- und Essgelage geschlossen, wie man sie aus dem Amazonas-Tiefeland kennt“ (47). Ein bekanntes Merkmal der Valdivia-Kultur sind gebrannte Tonstatuetten von Frauen mit üppigem Haarschmuck, die in ungebranntem Zustand bis nach Caral hin nachgewiesen wurden – und das aus etwa 800 Jahre jüngeren Schichten.

Die für Süd-Ecuador typischen großen Dorfsiedlungen fehlen bisher in Nord-Peru. In dieser Hinsicht mehr Erfolg hatte man in Süd-Peru, wo das Deutsche Archäologische Institut in Pernil Alto grub: Dort fand man 20 Gräber mit Schmuck- und Werkzeug-Beigaben in 18 kleinen Ovalbauten von 2 m x 3 m, die als ehemalige Schlafhütten angesehen werden; drei der Gräber wurden auf Grund von Schilfabdeckungen in die Zeit um 3.800 v. Chr. datiert. Die Funde aus der auf 50 m x 40 m ergrabenen Fläche sprechen für eine Freilandsiedlung mit gemischter Wirtschaftsform (Sammeln und Anbau von Pflanzen, Jagd) – eine Gemeinschaft im Übergang zur Pflanzenzucht. Auch Grabmatten aus Binsen und geflochtene Behälter blieben durch die Trockenheit vor Ort erhalten. Einstweilen konnte in Süd-Peru kein weiterer ähnlicher Fundort erschlossen werden. Ein Rätsel bleibt den Forschern vorerst der Übergang vom Dorf zur Monumental-Architektur.

Der nächste größere Abschnitt heißt: „**Die Kultur erblüht**“ (S. 52-73) und führt zunächst auf „Casma – das Tal der Pyramiden“ (54-61). Dort wurden bisher drei archäologisch besonders bedeutsame Stätten untersucht: Cerro Sechín, Sechín Bajo und Sechín Alto. Die mittlere Fundstelle wurde bereits oben als ältester Kultbau Amerikas angesprochen. In Cerro Sechín gibt es „Amerikas älteste Steinreliefs“ (54f.). Die ältesten dortigen Reliefs aus der Zeit um 2.200 v. Chr. waren allerdings noch aus Lehm - sie zeigten katzenartige Wesen und Riesenfische, vermutlich in Verbindung mit Menschenopfern. Die um 300 Jahre jüngeren Steinreliefs scheinen dann vor Grausamkeiten nur so zu strotzen (Opfer oder/und Krieg). Solche Darstellungen befinden sich auf 400-500 bis zu 4 m hohen Steinplatten, die eine Tempelplattform umgeben. Schon 200 Jahre später, um 1.700 v. Chr., wurden diese Gewaltszene zum Teil verdeckt und nochmals 400 Jahre danach verschüttete eine Geröll- und Schlammlawine die Anlage – bis zur archäologischen Untersuchung. Man vermutet, dass der Hauptkult bereits um 1.700 v. Chr. von Cerro Sechín um 800 m nach Sechín Bajo verlegt wurde, also dort hin, wo schon im 4. Jt. v. Chr. eine Kultanlage bestanden hatte. Beide Fundstätten werden u. a. von Berliner Forschern (Renate Patzschke u. Peter Fuchs) untersucht. Der dortige „Bau 2“ mit einst 14 m Höhe und Treppenaufgang wies auf einer 34 m langen Lehm-Außenmauer 122 Ritzzeichnungen (Graffiti) auf, die vermutlich zur Zeit der Gebäude-Aufgabe um 1.300 v. Chr. entstanden: „geometrische Muster, Masken, Köpfe, Strichmännchen und Tiere“, darunter „ein Mischwesen aus Mensch, Raubkatze mit Reißzähnen und Vogel oder Spinne mit Zangen und Wurmfortsatz“ (56) – ein „Misch-Monster“, das um 1.100 v. Chr. in der Chavín-Kultur wieder auftauchte. „Bau 3“ war einst 20 m hoch, wurde um 2.100 v. Chr. errichtet und hatte eine komplexe Neben-Architektur mit vier Höfen. Dieses Bauwerk wurde um 1.300 v. Chr. planmäßig aufgegeben. 2008 fand man in „Hof 1“ große Teile eines unbemalten Lehmfrises mit offenkundig mythischen Wesen, die wieder eher erschreckende Details aufweisen. M. Zick erwähnte, dass der Lehm „'Katzengold', ein Hämatit“ enthalte und daher mittags golden glänze (57). Allerdings ist das

goldgelbe ‚Katzengold‘ ein Eisensulfid (Pyrit), während Hämatit (Eisenoxid) eher schwarze und rote Farbtöne aufweist. Im Lehmriesen erhaltene Holzstäbchen werden als Maß-Befestigungen angesehen und auf 1.600 v. Chr. datiert. In der ca. 800 Jahre späteren Moche-Kultur erschienen vergleichbare mythische Wesen dann als „Enthaupter-Gott“. Man mag sich die zugehörigen Kulte nicht gerne vorstellen!

Sechín Alto entstand zwar ab etwa 2.000 v. Chr. als die jüngste, aber wohl größte Kultanlage im Casma-Tal. Die so genannte Haupt-Pyramide mit Nebengebäuden ist etwa 500 m lang, 200 m breit und bis zu 60 m hoch. Die Berliner Ausgräber verglichen die zugehörige Prozessionsstraße von 2 km Länge mit „Unter den Linden“ in ihrer Heimatstadt. Diese monumentale Gesamtanlage wurde auf 1.200 v. Chr. datiert (58). Ob sich hier eine Art Verwaltungs-Hauptstadt des Tales befand, ist umstritten. An einem einige km entfernten Fundort wurden neben dem Tempel zahlreiche Gebäude gefunden, die als Lagerhäuser für große Warenmengen angesehen werden. Auch dort gab es Reliefs mit zwei riesigen Großkatzen; jedoch erscheint die Datierung der Fundstelle unsicher (59). Vor allem nord-amerikanische Forscher scheinen nach frühen Stadt- und Flächenstaaten zu fahnden (60). Entsprechend steht die Frage im Raum, wer wohl die Großbauten von Sechín Alto errichtete. Die deutschen Forscher bevorzugen eine religiöse Deutung – ähnlich wie im fernen und viel früheren Göbekli Tepe (Ost-Türkei, 10./9. Jt. v. Chr.). „*Zusammenkünfte, Riten, Tanz, Vorführung*“ hätten die Gruppenidentität dortiger Menschen immer wieder gefestigt. Eine der Theorien besagt, dass bauliche Änderungen in Tempeln z. B. auf rituelle Änderungen hindeuten könnten (61). In Sechín Bajo scheint es eine Elitisierung des Kultes gegeben zu haben, der vermutlich eine gestuft fortschreitende Hierarchisierung folgte. Nischen deuten auf ehemalige Kultfiguren hin. Ein Umbau war durch eine „Wetterkatastrophe“ notwendig geworden, so dass man Anti-Katastrophen-Rituale als Folge vermutet, die dann einer Priesterkaste als Abgrenzung „*von der Gesellschaft*“ gedient haben könnten. Insgesamt sieht es jetzt so aus, dass die vor wenigen Jahren noch als „Urkultur“ bezeichnete Chavín-Zivilisation offenkundig langjährige Wegbereiter hatte, wobei man die Dörfer und Gräber der einfachen Bevölkerung aus diesen Kulturen bisher nicht aufgefunden hat!

„*Chavín de Huántar – Kultplatz zwischen den Welten*“ folgt sogleich (S. 62-78). Über diese 3.400 m hoch in den Anden gelegene Kultstätte gibt es Nachrichten bereits aus der Zeit kurz nach der spanischen Eroberung. Nach ihrer Untersuchung durch den peruanischen Archäologen Julio C. Tello zwischen den beiden Weltkriegen wurde die Ausgrabungsstätte durch Natur-Katastrophen stark beschädigt. Die Darstellung eines ihrer „Misch-Monster“ ist im Relief einer sehr gut erhaltenen Steintafel deutlich erkennbar (Abb. S. 62): es zeigt Züge von Mensch, (Raub-)Katze, Schlange und (Raub-)Vogel. „*Figuren der Chavín-Kultur sehen selten freundlich aus*“, ist im Bildtext zu lesen. „*Die Chavín-Kultur zeichnet sich aus durch feine Goldarbeiten, Textilkunst, ausgefeilte Keramik und hochstehendes Steinmetz-Kunsth Handwerk*“, charakterisierte der Autor. Auch der Kaiman (Krokodilart) kommt in Mischwesen-Darstellungen vor. „Chavín-Keramik“ ist im Andenraum in einem über 800 km Nord-Süd-Ausdehnung messenden Gebiet nachweisbar gewesen. Politisch-militärische Gründe dafür waren bisher nicht erkennbar, was für religiös-kultisch-künstlerische sprechen dürfte (64). Seit 2007 existiert beim Dorfe Chavín d. H. ein umfassendes Museum zum Fundplatz. Zwei Kultanlagen sind vor Ort erkennbar: Der so genannte „Alte Tempel“ - U-förmig, mit vertieftem Rundplatz – und der größere, so genannte „Neue Tempel“ mit Quadratplatz und zwei Nebenplattformen, so dass dabei der Eindruck einer Stufen-Pyramide zu entstehen scheint (65); an dieser Stelle hat sich aber der Autor meines Erachtens nicht wünschenswert klar ausgedrückt. Das Baumaterial für den „Neuen Tempel“ wurde zum Teil einem 1.000 m höher gelegenen Bergmassiv entnommen! Das „Portal“ dieses Tempels zeigt je ein weibliches und ein männliches Mischwesen (Mensch-Raubkatze-Raubvogel), außerdem „*mythische Vogeldarstellungen*“ (66).



Abb. S. 62

Als „Die Götter von Chavín de Huántar“ (66-68) werden etwa die Bildwerke „El Lanzon“ (= ‚Der Lanzenförmige‘), die so genannte Raimondi-Steile und der so genannte Tello-Obelisk bezeichnet. Ersterer bildet auf einem 4,5 m hohen Granitpfeiler im Untergeschoss des „Alten Tempels“ ein Mensch-Jaguar-Schlangen-Mischwesen ab. Das zweite Objekt ist eine Steinplatte, jetzt im Nationalmuseum Lima, mit Mensch-Jaguar-Schlangen-Vogel-Mischwesen und stabartigem Gegenstand, weshalb es auch als „Stabgott“ bezeichnet wird. Etwas älter soll der Tello-Obelisk sein, worauf die Darstellung eines hoch stilisierten Doppel-Kaiman-Wesens mit Raubvogelschwanz, umgeben von essbaren Pflanzen und Tieren, zu sehen sei, was vielleicht Rückschluss auf eine Leben spendende Gottheit der Natur zulässt.

„Die Unterwelt in den Bergen“ (68-71) befindet sich als mannshohes gemauertes Gangsystem unter den Chavín-Tempeln, wo auch ansehnliche Reste von „Weihegaben“ angetroffen wurden. Man hält die Anlage für ein Hochwasser-Ableitungssystem und für den Hintergrund kultischer Inszenierungen.

4 m tief unter dem „Ruinenengelände“ wurde ein Hüttenwohnplatz aus der Zeit um 6.000 v. Chr. entdeckt, ebenso bis zu 4.500 Jahre alte Vorgänger-Kultanlagen. Mittlerweile stehen die Bezeichnungen „Alter/Neuer Tempel“ in Frage, weil anscheinend beide Gebäude mehrfach umgebaut wurden. Funde vor Ort seien teilweise „von sehr weit her gekommen“ (70), was für ein sehr wichtiges Ritualzentrum, womöglich mit Orakelstätte, spreche. Warum M. Zick dort eine Orakelstätte vorausgesetzt hat, schrieb er leider nicht. Anscheinend wurden auch zugehörige Siedlungsflächen aufgedeckt. Da es mindestens drei weitere ähnliche Fundstätten in Peru gibt (Kuntur Wasi, Pacopampa und Kotosh) geht man davon aus, dass es damals eine Konkurrenz dieser Kultstätten gab, welche wohl auch Handelszentren waren und im Austausch mit einander standen. Trotz martialischer Bildwerke fehlen bislang Spuren kriegerischer Auseinandersetzungen, Befestigungs-Anlagen und strategische Plätze! Diese Merkmale findet man anscheinend erst nach dem allmählichen Verschwinden der Chavín-Kultur um 200 v. Chr.

Auch der „Konkurrent Kuntur Wasi“ war dem Autor einen Abschnitt wert (71-73). Dieser Fundort in den Nordanden wurde seit 1946 untersucht und von den Bewohnern des angrenzenden Dorfes La Conga für die Forschung gesichert, was angesichts bedeutsamer Kunsthandwerkfunde aus Gold auch notwendig gewesen ist. Darstellungen von Mischwesen

sind denen von Chavín vergleichbar (Mensch-Raubkatze), dazu kommt der „Enthauptergott“. Es gibt dort „eine große, 12 m hohe Plattform“ auf einem Hügel (73), in die neun reich ausgestattete Gräber eingetieft waren, und einen vertieften viereckigen Platz mit Seitentritten. Die Anlage wurde anscheinend etwa 1.100-700 v. Chr. kultisch verwendet. Nach 250 Jahren Unterbrechung entstand an dieser Stelle ein großer Platz, unter dem man ein Kanalsystem für Regenwasser anlegte. „Um 250 v. Chr. wurde Kuntur Wasi zerstört und verlassen.“

„Das Goldene Zeitalter“ heißt die nächste größere Texteinheit (74-109) und handelt von der nord-peruanischen, nach einem Fluss benannten Moche-Kultur, welche von etwa Christi Geburt bis ins 8. Jh. dauerte, ungefähr zeitgleich mit der Paracas-Nazca-Kultur in Südperu. Die kunst- und bildreiche Moche-Zivilisation, welche das Umfeld von Flusstälern großflächig bewässerte, war offenkundig wirtschaftlich gut situiert und wirkt wie ein Staatenbündnis mit regem Handel und verbindender Ideologie oder Religion, denn Keramik und Rituale weisen anscheinend große Einheitlichkeit auf. Noch heute ist die Kernlandschaft der Moche grün und fruchtbar. An ihrem Rand stehen die Überreste der so genannten Mond- und Sonnen-Pyramide (Huaca de la Luna und Huaca del Sol). Letztere war Mitte des 5. Jh.s das größte bisher bekannte Bauwerk Amerikas (345 m lang, 160 m breit und mit 48 bis 62 m rekonstruierter Höhe). Es bestand aus Lehmziegeln, sein Verwendungszweck ist bis heute unerforscht und es wurde durch die spanischen Kolonialisten etwa zur Hälfte beseitigt (77). Die so genannte Mondpyramide (280 m x 210 m, 32 m hoch wird hingegen „seit über 20 Jahren systematisch“ erforscht (78). Auch bei diesem Projekt ist auf Touristik und lokale Wirtschaftsförderung geachtet worden, so dass die Bewohner dieser Gegend von der Fundstätte profitieren können. Allerdings wird die Hälfte der Grabungs- und Restaurierungskosten von einer Bierbrauerei getragen, was im Hinblick auf die massive Bewerbung alkoholischer Getränke hoffentlich keinen Schaden anrichtet! Die „Mondpyramide“ ist in Rampen, Plattformen, Kammern, Tempel und Höfe gegliedert. Ihre „Freiluftgalerie“ zeigt über 60 m Länge farbige Tonreliefs mit epischen (oder gar historischen?) und mythischen Motiven, die der Autor als „atemberaubend“ beschrieb (79). Wieder spielen dabei Mischwesen mit Reißzähnen und „Tentakel-Haaren“, stilisierte Fische und der „Köpfergott“ (El Degollator) eine gewisse Rolle. Auf einer Plattform glaubt man „Überreste von Menschenopfern“ gefunden zu haben. Die etwa 500 m lange Fläche zwischen beiden Pyramiden ist fast leer, wurde einst aber wohl von Häusern, Werkstätten und einem Friedhof bedeckt. Ausgegrabene Teile der Mondpyramide werden anschließend restauriert und danach Besuchern zugänglich gemacht. Krieger, Tänzer, Spinnenmonster und weitere mythische Wesen finden sich dargestellt, z. B. zweiköpfige Raubkatzen und eine Schlange mit Fuchskopf! Die Abbildung auf S. 78 zeigt „Das komplexe Thema“, eine mit Symbolen und/oder Zierelementen überfüllte „Szene“, in der auch ein Kronenträger erkennbar ist. Zwischen den zahlreichen pflanzlichen, tierischen und menschlichen Motiven scheinen sich auch Ball- und vielleicht sogar Badmintonspieler (!) zu befinden (80).

Ein angeschlossener Text behandelt „Die kleine Schwester El Brujo“ (80-88), eine nördlicher gelegene Fundstelle mit einem Komplex von drei Kultpyramiden, wovon eine absichtlich unter Lehmziegeln „begraben“ wurde (Huaca Cao Viejo). Die dort ausgezeichnet erhaltenen Bildmotive (Wandgemälde und -reliefs) scheinen denen der Huaca de la Luna sehr ähnlich zu sein (Krieger, Tänzer); sogar das „komplexe Thema“ war dort anscheinend einst vorhanden (81), ebenso eine noch engere Vermischung von Einzelmotiven. Unter einer Seitenplattform wurden 2004 fünf Bestattungen entdeckt, wobei die zentrale aus einer etwa 25 Jahre alten Frau bestand, welche mit großem Reichtum ausgestattet worden war, darunter sogar Waffenbeigaben! Sie war um 450 mit Zinnober und Quecksilber konserviert worden; die vier anderen Bestattungen werden als geopfert Begleiter/innen ins Jenseits angesehen. Die Forschung vor Ort ist noch im Fluss und könnte weitere Überraschungen erbringen (82). Einzelheiten der Moche-Kultur lassen sich vielleicht mit Hilfe der zahlreichen kunstvoll

bemalten Keramiken erschließen. Darauf sind anscheinend häufig gewalttätige Szenen belegt; jedoch wusste man lange nicht, ob diese Darstellungen damaliger Realität entsprachen (83). Auch wurde ein ausgeprägter Sinn für komplementären Dualismus aus den Bildwerken erschlossen. Seit etwa 25 Jahren legte man Funde und Befunde frei, die besagen, dass Menschenopfer und gewisse schmerzhaft Praktiken aus wahrscheinlich „religiösen“ Gründen durchgeführt wurden. Reste solcher Bräuche werden angeblich bis heute in den peruanischen Bergen geübt, wobei der Tod Beteiligter nicht nur in Kauf genommen wird, sondern nach Beobachtungen der Forscher sogar erwünscht zu sein scheint! Als Begründung für solche Rituale wird hauptsächlich die Abwehr von Natur-Katastrophen angeführt. Schließlich aber wurde die Moche-Zivilisation genau durch diese Katastrophen Schritt für Schritt zerstört. In der Zeit zwischen 550 und 800 wurden Opferpraktiken dieser Art wohl auch deshalb nicht mehr durchgeführt, weil man deren Wirkungslosigkeit einsehen konnte! (85)

„*Der erste Señor, ‚King bling-bling‘ und tote Priesterinnen – die Moche-Gräber*“ (86-93): In Huaca Rajaca, nahe dem nordperuanischen Dorfe Sipán, wurden 1987 bei Raubgrabungen Gold und andere Metall-Beigaben in Gräbern gefunden, die zur regulären Ausgrabung in einer über 15 m dicken Lehmziegel-Plattform führten, wobei ein sehr reich ausgestattetes Fürstengrab der Zeit um 300 gefunden wurde. Daraus ergab sich, dass viele von Keramik-Malereien bekannte Ausstattungsdetails tatsächlich existierten: „*religiöse, militärische und staatliche Autorität*“ scheinen in einer Hand gelegen zu haben (88). „*Drei Männer, drei Frauen, ein Hund und ein Lama begleiteten ihn in die andere Welt*“. Die Funde wurden im RGZM (Mainz) restauriert, dann am Ausgrabungsort ausgestellt und sind heute ein Gewinn bringender Touristenmagnet (89). Die Forschungen in Sipán werden fortgesetzt und haben mittlerweile auch über ein Dutzend weiterer reicher Gräber erbracht, wobei das bisher älteste, in etwa 12 m Tiefe, aus der Zeit um 100 v. Chr. zu stammen scheint (90f.). Auch „*Die Konkurrenten des ‚Fürsten von Sipán‘*“ aufzufinden, ist wohl zum Teil gelungen, andernteils noch in Arbeit. Eindrucksvoll erscheint dabei das Grab des „Herrn von Ucupe“ (veröffentlicht 2008), dessen Ausstattung ungewöhnlich reich und glänzend war, so dass er auch „King bling-bling“ genannt wird (91). Ähnlich reiche Gräber wurden bereits 1997-99 in der Pyramide von Dos Cabezas gefunden, wobei – wie in Ucupe – auch „Menschenbeigaben“, vor allem anscheinend Witwennachfolge ins Grab, üblich waren (92). In San José de Moro fand man bisher sieben reiche Gräber von „Moche-Priesterinnen“ - ebenfalls mit „Menschenbeigaben“ -, wobei die Grabausstattungen wieder deutliche Übereinstimmungen mit Darstellungen auf Moche-Keramiken zeigen: „Opferkelch“ bzw. „Blutpokal“ und die Kleidung. Zwischen den Gräbern der Priesterinnen lag nach den Befunden das eines Herrschers (93). Da mittlerweile zahlreiche Lehmziegel-Pyramiden in Nordperu bekannt wurden, dokumentierte der deutsche Archäologe Markus Reindel die 154 größten von ihnen und brachte sie in eine chronologische Abfolge.

Eine kurze Darstellung mythologischer Zeugnisse schließt sich an: „*Der besondere Blick - die Moche- und Nazca-Keramik*“ (94-97), wobei einige recht komplexe Szenen ansatzweise gedeutet wurden, insgesamt aber viele Hinweise darauf zu finden sind, dass es hierbei noch viel zu entdecken gibt ...

„*Das Rätsel ist gelöst – die Nazca-Linien*“ (98-109) handelt von jenen großformatigen Bildern der süd-peruanischen Küstenwüste, welche seit 1947 allgemein bekannt wurden. Sie werden einer Kultur zugeschrieben, welche zum Teil mit Moche zeitgleich war. Jahrzehnte spekulierte man über die Bedeutung von riesigen geometrischen und Tier-Bildern, förderte dadurch den Tourismus. M. Reindel begann erst 1997 mit der Erforschung zugehöriger Siedlungen, die durch Bewässerungs-Feldbau möglich waren. Dortige Keramiken zeigen in Malereien Bauern und Krieger, dazu wohl auch so etwas wie Schamanen (100). Eine große Tempelanlage wird seit 1984 von italienischen Kollegen in Cahuachi ausgegraben und M. Reindel fand bei Palpa – Los Molinos „*eine veritable Stadt*“ der Zeit um 100, die aber bereits um 200 aufgegeben wurde, indem man alles noch Brauchbare mitnahm (101f.). Nicht weit

entfernt entstand die Großsiedlung La Muna, welche etwa 200-400 von Bedeutung war und ebenfalls Fürstengräber erbrachte. Beide Städte scheinen durch starke Regenfälle und eventuell auch Bergrutsche bedroht gewesen und untergegangen zu sein.

Besonders bemerkenswert kommt mir das Ergebnis der Untersuchungen von etwa 100 Steinhäufen an den Rändern der Großritzungen von Nazca vor: Demnach waren es einst rechteckige, gemauerte Plattformen, aus denen „Überreste von Textilien, Meerschweinchen, Pflanzen, Krebsen und Spondylusmuscheln“ geborgen und als Opfergaben interpretiert wurden. Waren es „Minitempel für einen Fruchtbarkeits- und Wasserkult, der an oder in den Bodenzeichnungen zelebriert wurde“ (102)? Besonders die aus Nordperu und Ecuador importierten Spondylusmuscheln scheinen diese These zu stützen.

Eine zentrale Frage südamerikanischer Archäologie ist im Hinblick auf Nazca „Der Ursprung der Erdzeichnungen“ (102-107). „Siedlungen, Gräber und identische Motive auf Keramiken und Textilien“ weisen darauf hin, dass Vorläuferin der Nazca- die Paracas-Kultur war (102). Noch älter ist eine dort nachgewiesene Zivilisation, welche „Initialzeit“ genannt wird, bis um 1.500 v. Chr. zurück zu gehen scheint und bereits gebrannte Gefäßkeramik erzeugte (103). Das Katzenmotiv wurde von damals bis in die Nazca-Kultur verwendet. Spuren einer anscheinend noch älteren, bisher unbenannten Zivilisation, die bis ins 4. Jt. v. Chr. zurück reichen soll, wurden bei Pernil Alto gefunden (103f.), wozu der Autor uns leider keine Details mitteilte. Archäologe Reindel gewann für das Nazca-Projekt eine Reihe von inter-disziplinär ausgerichteten Forschern in Deutschland und der Schweiz, welche sich an der Erforschung von Ursprung und Bedeutung der Nazcalinien beteiligten. Sie fanden heraus, dass die Austrocknung dieser Gegend in Südperu schrittweise erfolgte und sie deshalb ab etwa 600 unbewohnt blieb (104). Bemerkenswert, dass in dieser Zeit auch die Maya einen Niedergang erlebten. Erste eingepickelte Bilder stammen anscheinend schon aus der „Initialzeit“ - und zwar vor allem aus dem benachbarten Gebirge - bis auf etwa 3.200 m Höhe, in Tagestour-Abständen! Waren es „Hinweise“ für Karawanen“? (105) Wohl die Menschen der frühen Paracas-Kultur begannen später, auch an den Hängen nach Nazca hinunter „Petroglyphen“ anzubringen: etwa 100 Tiere, Menschen und Mischwesen mit jeweils 10 bis 30 m Ausdehnung könnten aus dieser Zeit stammen. Die um 200 v. Chr. folgende Nazca-Kultur bevorzugte anscheinend geometrische Formen wie „Linien und Flächen“. So kann es kaum verwundern, dass die deutsch-peruanische Mathematik-Lehrerin Maria Reiche besonders um deren Erhaltung bemüht war. David Johnson erforschte die Gegend ab 1996 und schloss, dass es sich bei den Nazca-Linien um Hinweise auf unterirdische Grundwasser-Kanäle für die Bewässerung gehandelt habe, wobei verschiedene geometrische Formen unterschiedliche Botschaften zu deren Verlauf übermittelt hätten. (105f.). Nachweisbar war, dass der Boden in den Linien „extrem verdichtet“ war und diese immer wieder verändert und erweitert wurden. Auch erkannte man, dass zwei Drittel der Petroglyphen allgemein gut einsehbar waren bzw. sind (107). Tempel wurden in den bisher untersuchten Siedlungen nicht gefunden, da vermutlich die ganze Landschaft als Kultbereich fungierte. Wahrscheinlich weil das Wasserproblem sich ausweitete, wurden Siedlungen und Kult im Nazca-Gebiet aufgegeben. S. 108f. sind „Die Lady der Linien – Maria Reiche“ betitelt. Sie handeln davon, wie eine offenkundig allein stehende Natur-Wissenschaftlerin (sie lebte 1903-98) unter großen Entbehrungen sich schließlich erfolgreich bis ins hohe Alter für Erforschung und Erhaltung der Nazca-Linien einsetzte (seit 1994 UNESCO-Weltkulturerbe).

„**Wegbereiter der Inka. Tiwanaku und Huari – die ersten Imperialisten**“ heißt das nächste große Kapitel (110-125) und behandelt die Kulturen bzw. Reiche von Tiwanaku (Tihuanaco; ca. 500 – 1100), Huari (etwa 500 – 1000), Sicán-Lambayeque (ca. 750 – ca. 1375; letzteres Datum fehlt bei M. Zick und wird hier aus anderen Quellen ergänzt) und Chimú (1250 – 1470).

„Tiwanaku – Zentrum am Titicacasee“ ist eine bekannte Kultanlage in etwa 4.000 m Höhe. Sie wird geprägt durch bis zu 7 m hohe Figuren-Stelen aus von etwa 300 km Entfernung

herbei transportiertem Gestein, die sich in der Umgebung einer 130 m im Quadrat messenden, erhöhten Zeremonial-Plattform befinden, umgeben von großen Mauern und einem noch 17 m hohen Pyramiden-Hügel, der sich in Ausgrabung befindet. Das seit 2000 zum UNESCO-Weltkulturerbe zählende Gebiet ist bisher nur zum kleinen Teil untersucht und soll nach Schätzungen ½ Million Menschen beherbergt haben! Es gibt Belege für eine verbindende Ideologie oder Religion („Stabgott“), für ausgeprägten Fernhandel, bislang aber keine für gravierende kriegerische Aktivitäten (112-115).

Noch schlechter erforscht erscheint „*Huari – das Diktat des rechten Winkels*“ (115-117). Neben ausgeraubten Gräbern und einem Palast fand man „eine riesige Bierbrauerei“ (116); ob wie später aus Mais gebraut wurde, teilte der Autor nicht mit. Die Bevölkerung umfasste mindestens zwei ethnische Gruppen und wuchs nach heutiger Einschätzung derart, dass sie ihre Lebensweise umstellen musste. Handwerklich zwar innovativ, übernahmen sie ihre Religion anscheinend von Tiwanaku im Rahmen friedlicher Koexistenz (117). 90-Grad-Winkel scheinen bei ihren Bauten eine außerordentlich große Bedeutung gehabt zu haben. Trotz gewalttätiger Darstellungen gibt es – wie in Tiwanaku – bisher keine Hinweise auf kriegerische Aktivitäten der Huari!

„*Sicán und Chimú – eine glanzvolle Renaissance*“ (118-121) handelt von zwei Kulturen, deren erste, auch Lambayeque-Kultur genannt, aus Huari und noch älteren Moche-Motiven schöpfte. Ihre Metall-Verarbeitung erreichte „*einsame Meisterschaft. Fast alles, was ... unter ‚Inka-Gold‘ firmiert, stammt von Sicán-Kunsth Handwerkern*“ (118). Als Grund dafür führte M. Zick an, dass die meisten „Inka“-Goldobjekte aus Raubgrabungen ohne Fundzusammenhang geborgen und demnach falsch datiert wurden. Der Fundort Sicán war anscheinend Kultzentrum und weist etwa 12 (Plattform-?)Pyramiden auf; in der Region Poma-Batán Grande wurden „*weit über 30 Plattformpyramiden*“ nachgewiesen. Unklar bleibt im Text das geographische (und zeitliche) Verhältnis von Sicán und Poma; hier hätte eine Karte oder ein Lageplan geholfen. Die Sicán-Pyramide Huaca Loro soll einst 40 m hoch gewesen sein, umschließt „*20 ‚normale‘ Gräber*“, dazu in fast 12 m Tiefe eine Fürsten- oder Priester-Bestattung mit 1.200 kg (!) Beigaben, darunter Gold und Halbedelsteine, dazu „*zwei Frauen und zwei Knaben*“ (119). Sollte diese Pyramide nachträglicher Überbau gewesen sein, wie der japanische Ausgräber glaubt, wäre dies „*Hinweis auf einen starken Ahnenkult*“, zumal es dort mindestens 20 Opferschichten zu geben scheint. „*Irgendwann während oder nach einer 30-jährigen Dürreperiode, die 1020 n. Chr. begann, wurden die Tempel auf den Huacas in Sicán niedergebrannt*“. Weil nun die Hauptgottheit nicht mehr dargestellt wurde, könnte damit eine Religions-Änderung einhergegangen sein. Die Spätphase der Sicán-Kultur um 1100 konnte im 5 km entfernten Túcume – das eindrucksvolle Gesamtbild siehe S. 121 – mit mindestens 25 Pyramiden erfasst werden; die größte davon hatte eine Ausdehnung von 700 m x 280 m, ist aber derzeit kaum zugänglich (120). Ursprung der Sicán-Kultur könnte der Kultkomplex Huaca Chotuna gewesen sein, wo „*eine reale Opferstätte von 33 Frauen*“ und ein „*Thron in allerbestem Zustand, ganz dicht an der Pyramide*“ (120f.) entdeckt wurden.

Ähnlich wie die Sicán-Leute glaubte das Volk der „*Chimú – die Letzten vor den Inka*“ (121-125), dass der Gründer ihrer Zivilisation ein auswärtiger Kulturbringer gewesen sei, welcher einst mit einem Floß übers Meer kam und erheblichen Fortschritt im Lande bewirkt habe (Sicán: Naymlab; Chimú: Taycanomo). Von wissenschaftlicher Seite bestehen hieran bei den Chimú jedoch Zweifel (122). Könnten sie das Motiv von den Sicán-Leuten übernommen haben? Denn auch darin stimmte Chimú mit Sicán überein, dass sich beide aus Resten der Moche-Kultur entwickelten. Um 1250 begann Chimús Ausdehnung von Trujillo zu der monumentalen Hauptstadt Chan Chan hin. Letztere soll mit „*geschätzten 60 000 Einwohnern die größte Stadt ihrer Zeit*“ (meint wohl: in Südamerika!) gewesen sein (125). Die dortigen Lehmreliefs zeigen eher Dekoratives (Geometrisches, Meerestiere und Vögel; 123, Bild S. 124 oben). Obwohl seit 1986 UNESCO-Weltkulturerbe und finanziell gut ausgestattet, zerstört „El-Nino“ die Denkmäler allmählich; 2009 legte diese Wettererscheinung einige

meterhohe Holzfiguren in Mauernischen frei (vgl. Bild S. 124 unten), wobei diese Figuren absichtliche Beschädigungen aufzuweisen scheinen. Mit dem Tod eines Chimú-Herrschers wurde dessen alter Wohnsitz zum Ahnenschrein erhoben und sein Nachfolger residierte an anderer Stelle – vergleichbar den späteren Inka-Bräuchen in Cuzco. Kultanlagen wurden durch hohe Mauern verdeckt, waren anscheinend nicht mehr für alle zugänglich (124). Die erhaltenen Berichte der Inka und Spanier überliefern 21 Chimú-Herrscher, welche ausschweifend gelebt hätten. Allein „aus einer kleinen Chan-Chan-Pyramide“ seien 500 kg Gold geborgen worden, obwohl die Königsgräber großteils beraubt waren. „Übrig ließen die Grabräuber die Überreste der mitbestatteten jungen Frauen, die dem Toten reichgeschückt ins andere Leben folgen mussten.“ Das einfache Volk lebte bescheiden vom ausgeprägten Bewässerungs-Feldbau. Um 1470 eroberten die Inka das Chimú-Reich und integrierten es offenkundig in ihre; „Chan Chan wurde kurz nach Ankunft der Spanier endgültig aufgegeben.“ (125) Außer über Ahnen- und Grabkult erfahren wir im Buche leider nichts von der Chimú-Religion. Andere Quellen berichten über Sonnen-, insbesondere aber von Mondkulten und –festen der Chimú.

Schlicht „**Die Nachbarn**“ heißt der vorletzte größere Textabschnitt (126-143), wobei als erstes Bild der Blick auf eine gepflegte, weiß getünchte Kirche mit Nachbargebäuden und einer Parkanlage zu sehen ist – leider ohne jeden Kommentar -, so dass hier – im Gegensatz zu allen anderen Einleitungsbildern – der Bezug zum nachfolgenden Text nicht erkennbar ist! Es geht nämlich im ersten Unterabschnitt um „Chachapoya – die ‚Nebelkrieger‘“ (128-137), deren Hinterlassenschaften in Gran Pajatén im nord-peruanischen Regenwald 1963 entdeckt und ab 1965 unter schwierigen Expeditions-Bedingungen erschlossen wurden. Diese Ruinenstätte weist an ihren Außenwänden komplizierte Ornamente aus Mäandern und Zickzacklinien auf. „Das häufigste Motiv sind tanzende Menschen mit rautenförmigen Körpern, hochgezogenen Knien, erhobenen Händen und einem riesigen Kopfschmuck. ... Die Wirkung dieser Friese ist überwältigend. Im gleißenden Tropenlicht scheinen die steinernen Figuren tatsächlich zu tanzen ...“ (128). Leider fehlt im Buch die Abbildung eines solchen Tänzerfrieses! (Wir finden sie z. B. im Internet unter www.tierrainca.com/album/photos/view.php?lg=es&id=2014.) Innerhalb der Ruinenstätte, auf einem Felssporn, sind Unterteile von 26 runden Steinhäusern, Treppen, Pflasterwege und Terrassenmauern erhalten. Die als Erbauer geltenden Chachapoya wurden von den Inka unterworfen und scheinen heute fast ausgestorben zu sein (130). Sie werden zeitlich zwischen 800 und 1500 angesetzt, auch wenn dort wohl Siedlungsspuren schon aus der Zeit um 200 v. Chr. existieren. In alten Quellen galten sie als „begnadete Schamanen und furchtbare Krieger“ (131), dazu als leidenschaftliche Kopffäger. Baumwolle, Koka, Pfeffer, Mais, Bohnen und Kürbis scheinen im Anbau nachgewiesen zu sein, „in den Flussauen ausgefeilte Bewässerungssysteme. Die Keramik war bescheiden und für den Alltag bestimmt ... Ihre Webkunst allerdings schätzten sogar die Inka.“ (132) „Die Götter der Chachapoya kennt man nicht, aber die spektakulären Grabhäuser und Mumienfunde lassen auf einen starken Ahnenkult schließen.“ Doch könnte es gerade jene (noch) unbekannte Religion gewesen sein, welche die Stämme und Häuptlinge der Chachapoya vereinte.

Erheblich früher als Gran Pajatén, nämlich 1843, wurde die Chachapoya-Anlage Kuelap entdeckt, welche in ca. 3.000 m Höhe liegt. Dort fand man eine „Oberburg“ mit „Unterstadt“ vor, in der sich noch Grundmauern von etwa 460 Gebäuden befinden (133). Ob dies eine Festung, Verwaltungs- oder Zeremonial-Anlage mit Vorratslager war, ist ungeklärt. Neben den beiden ausführlich beschriebenen Fundstätten soll es mehrere Hundert weitere Chachapoya-Anlagen geben, deren Zahl sich jährlich erweitert (134).

„Mumien im Fels“ (134-137): Die „Nebelkrieger“ galten auch als „Wolkenmenschen“, anscheinend wegen ihrer sehr schwer zugänglichen Bestattungs-Anlagen „an den Osthängen der Anden“ – bekannt seit 1996. Die in steile Felshänge eingearbeiteten Grabhäuser (chullpa – welche Sprache das ist, steht nicht im Buch, anscheinend Aymara) enthalten oft Mumien(-

Bündel), für die ein eigenes Museum in Leymebamba (vgl. www.leymebamba.org mit spanischer, deutscher und englischer Textauswahl! Angabe fehlt im Buch.) eingerichtet wurde (135). Die besondere Lage der Bestattungsplätze und Konservierung durch die Hinterbliebenen führten zu recht guter Erhaltung von Haut und Knochen, Textilien und organischen Beigaben. Teilweise belegten Inkas die alten Grabstätten erneut (136). In Karajia stehen mindestens sechs bis zu 3 m hohe Menschenfiguren „aus Ton, Steinen und Stroh“ unter einer Nische in einer Felswand (siehe Bild S. 137). Darin befinden sich aufrecht stehende Sarkophage mit jeweils einer Mumie. Tourismus, hauptsächlich aber Fernsehsendungen und andere Veröffentlichungen scheinen bisher auf einer Art „Abenteuer-Schiene“ zu fahren.

„*Kreise im Urwald und die Kunst im Fels – die Anrainer in Amazonien*“ (138-142) greift über das peruanische Staatsgebiet hinaus bis in den bolivianisch-brasilianischen Grenzgebiet, wo man „*vor drei Jahren am Südrand des Amazonas rätselhafte Ringwallanlagen*“ (also um 2008) fand bzw. wieder entdeckte, da ein Teil von ihnen „*seit 50/60 Jahren bekannt*“ gewesen sei, „*Strukturen mit mehreren 100 m Durchmesser ... meist rund, oft aber auch quadratisch oder vieleckig.*“ (138) Das einzige Radio-Kohlenstoff-Datum, das am Purus-Fluss zu existieren scheint, weist aufs 13. Jh.; es gibt die Neigung, solche Anlagen als „Gartenstädte“ zu rekonstruieren (139). Etwa 1.200 km östlich gibt es ähnliche Fundstätten, deren Daten zwischen 600 und 1500 liegen. Ihre Häufigkeit deutet auf die einst dichte Besiedlung im heutigen Dschungel hin – also doch kein „Urwald“? Teilweise bilden diese Anlagen Verbundsysteme, wie etwa in der Nähe von Trinidad/Bolivien (140f.), wo Aufgliederung in Funktions-Bereiche anzunehmen ist (zwischen 1200 und 1400, also kurz vor der Inkazeit). Eine engere Zusammenarbeit der aus Brasilien, Deutschland und den USA stammenden Forscher scheint bislang aus ideologischen (?) Gründen nicht erreicht worden zu sein – man kann da nur auf Besserung hoffen!

Das Phänomen eines „Kultberges“ fand man „*am Ostabhang der Anden in Bolivien ... Samaipata*“: „*Der 300 m x 50 m große Fels ist geritzt, gelöchert und gekerbt. Wie ein pockenübersäter gestrandeter Wal liegt er in der grünen Berglandschaft. Gläubige Menschen schlugen hier die ersten Tierdarstellungen, Ornamente, Kanäle, Becken, Stufen, Nischen und Treppen in den rötlichen Sandstein und machten den Bergrücken zur größten Steinskulptur Amerikas.*“ (141) Der Fundort wurde zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt, auch wenn seine Deutung unsicher ist. Da er zwischen Gebirge und Regenwald liegt, könnte er Stätte des Austausches, Versammlungsort und Zeremonial-Anlage gewesen sein. M. Zick wies auf tanzende Kompassnadeln „*in seiner Nähe*“ hin, was doch wohl am ehesten auf Eisenerz-Vorkommen hinweist, die aber in alt-amerikanischen Kulturen allenfalls als Farbstoffe Verwendung finden konnten, da ihnen Eisenverhüttung unbekannt war). Ab 1300 wurde die Stätte von Inkas übernommen, welche deutlich in ältere Strukturen eingriffen und ein Verwaltungszentrum daraus machten. Es könnte „*die Hauptstadt der östlichsten Provinz des Inka-Reiches*“ gewesen sein (142).

Die letzte Seite dieses Großabschnittes ist „*Chanquillo – Tod durch Tourismus?*“ gewidmet (143). Diese merkwürdige 3-Mauern-Ringanlage „*mit den 13 Turmzacken*“ in der Nähe scheint bereits 2.300 Jahre alt zu sein, „*ist noch nicht einmal richtig erforscht*“ und bereits erkennbar durch Tourismus beschädigt, denn ihre Mauern zerbröseln durch ungeschütztes Betreten. Sie Anlage wird als Sonnen-Observatorium und „befestigter Tempel“ angesehen.

„*Ein Abgesang*“ titelt der letzte etwas größere Abschnitt des Buches (144-151) – mit dem Untertitel „*Europas Vormacht Spanien verliert*“. Es geht dabei darum, dass die Überlieferung der Inka und Spanier über Vorinka-Zeiten mit großer Vorsicht zur Kenntnis genommen werden sollten, was anscheinend oft nicht geschehen ist (146). Als Francisco Pizarro 1531-33 ins Inkareich eindrang, befand sich dieses im Bürgerkrieg, was er und seine Leute gewaltsam ausnutzten und das Reich eroberten (147). Erst allmählich wurde den Forschern deutlich, wie viel die Inka von ihren offenkundig absichtlich ausgeblendeten Vorgängern übernommen

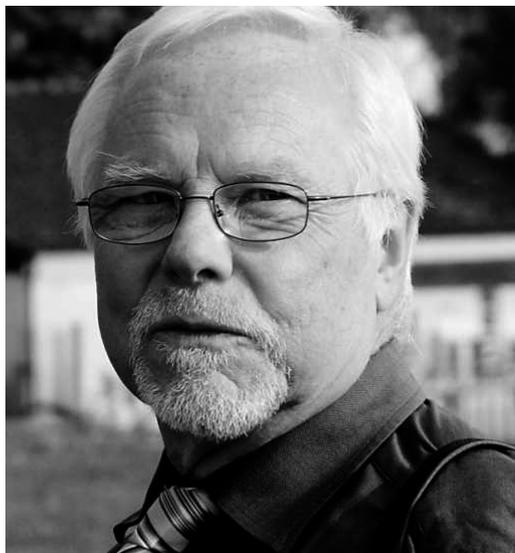
hatten (148). Ein Grund für die Ansammlung unglaublicher Gold- und Silberschätze war z. B., dass die Inka - wie vor ihnen die Chimú - Schätze der verstorbenen Herrscher samt dessen Palast als Grabbeigabe behandelten. Es ist bekannt, welche Welle von Gewalt und Unterdrückung diese immensen Schätze bei den Eroberern auslösten (149). Das viele Silber, Gold und andere Reichtümer Mittel- und Südamerikas verhinderten überdies eine Modernisierung Spaniens, was etwa Niederländer und Briten zu Nutznießern dieser Tatsache machte (150f.). Die latein-amerikanischen Nachfahren der Eroberer begannen ab 1810 nach Unabhängigkeit von Spanien und Portugal zu streben, so dass Peru 1821 selbständig wurde; doch jetzt erst wird dort das Bewusstsein für eine uralte kulturelle Identität allmählich wach.

Es folgt ein kurzer „*Epilog – Peruanische Erfahrungen*“, der als eine erweiterte Danksagung an Fachleute gelten darf, welche bei der Entstehung des Buches beteiligt waren (152f.). Der „*Anhang*“ besteht aus Glossar (154f.), einer Zeittafel „*Chronik Alte und Neue Welt*“ (156), einem Quellen-Verzeichnis mit dem Titel „*Mehr zum Thema*“, das Bücher, Internet-Adressen, Museen auflistet und kurz bewertet (157f.); Orts- und Namensregister (159), Bildnachweis und Impressum (160) folgen.

Den angegebenen Büchern würde ich zwei ältere, antiquarisch erhältliche Werke über peruanische Archäologie hinzufügen, die M. Zick nicht auflistete:

1. Hans Dietrich Disselhoff, Oasenstädte und Zaubersteine im Land der Inka. Archäologische Forschungsreisen in Peru, Berlin 1968 (2. Auflage: Frankfurt/M. / Berlin / Wien 1981);
2. Die großen Abenteuer der Archäologie, hrsg. ... v. Hans Georg Niemeyer und Rudolf Pörtner, Bd. 8 (Archäologie in Amerika), Salzburg u. a. 1986 (besonders S. 2983-3121: Wolfgang W. Wurster, Die Entdeckung der andinen Kulturen; mit zahlreichen Farbbildern).

Insgesamt darf man sagen, dass Autor und Verlag das Buch gut lektorierten, denn wir finden kaum Rechtschreib- oder Grammatikfehler darin. Es vermittelt - unter besonderer Berücksichtigung von Architektur, Kunst und Religion - einen umfangreichen Einblick zum aktuellen Stand archäologischer Erforschung der Vor-Inkazeit in Peru und ist daher als Überblickswerk sehr zu empfehlen.



Michael Zick (+)

Nach Fertigstellung dieser Rezension erfuhren wir, dass Michael Zick am 29.11.2011 im Alter von 70 Jahren unerwartet plötzlich verstarb. Mit ihm verloren wir einen langjährigen Autor hochwertiger und dennoch anschaulicher Publikationen zu archäologischen Themen.

Religions for Peace Informationen, hrsg. v. RfP Deutschland – Religionen für den Frieden Nr. 86. Stuttgart (Jan./Feb.) 2012

S. 26-28

Vorankündigung meiner Schrift: Pfarrer Dr. Gustav Adolf Fobbe und das interreligiöse „Geheimnis“ am Gesundbrunnen (Erfurt-Hochheim 2012, 51 Seiten, 2 Euro)

Wer organisierte wann und wo den wahrscheinlich größten interreligiösen Kongress, der bisher auf diesem Planeten stattfand???

Bei den Vorbereitungen zum Festakt „100 Jahre interreligiöse Konferenzen in Berlin und Deutschland“ im Jahre 2010 fiel den Beteiligten auf, dass über den damaligen Organisator vor Ort, den General-Sekretär des 1910er „Weltkongresses für freies Christentum und religiösen Fortschritt“ in Berlin, nur wenig bekannt geworden ist. Dies war Anlass, sich nach Abschluss des Festaktes im St. Michaels-Heim, der ehemaligen Mendelssohn-Villa im Grunewald, mit der Biographie dieses Mannes zu beschäftigen. Dazu mussten Bibliotheks- und Archivstudien erfolgen, weil im Internet verfügbare Daten zu spärlich gewesen sind. Hauptquellen zu Leben und Denken des Organisators, Pfarrer Dr. Gustav A. Fobbe (PDF), sind Veröffentlichungen in der „Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft“, im „Protestantenblatt“ und in wenigen anderen speziellen Zeitschriften, außerdem die Akten der Archive der EKBO (Berlin) und der Evangel. Kirche in der Pfalz (Speyer). Im Laufe der Recherchen fand ich Kontakt zu den noch lebenden Verwandten PDFs in Berlin, Hessen und Niedersachsen, was zu weiteren interessanten Erkenntnissen führte, die in eine über 50-seitige Biographie eingeflossen sind.

Diese bereits geschriebene und für Februar zur Veröffentlichung geplante Darstellung möchte ich hier in Kürze zusammenfassen:

Gustav Adolf Fobbe kam am 18. Februar 1871 als Sohn eines aus Niedersachsen stammenden Kaufmannes und Buchhalters und dessen sächsischer Ehefrau in Dresden zur Welt. Der Vater wurde 1882 von seinem Arbeitgeber nach Berlin versetzt und die Familie zog mit den drei Kindern dort hin. Ihre öfters wechselnden Wohnungen lagen zumeist im Ortsteil Prenzlauer Berg; zur Konfirmation ging der junge Gustav in die dortige Zionskirche, welche als „Dom des Nordens“ in der einst so genannten Rosenthaler Vorstadt liegt. Nach alten Berichten war die Bevölkerung dort eher glaubensfern. Der junge Fobbe fiel seinem Pfarrer jedoch früh auf, so dass er ihm riet, Theologie zu studieren, was dieser befolgte. Seine Neigungen hatte er zu den semitischen Sprachen Hebräisch und Arabisch, die er, wie PDF selber schrieb, „*besonders eifrig*“ betrieb, und zur Philosophie. Während des Studiums lernte er Prof. Otto Pfleiderer kennen, welcher zeitweise Rektor der Berliner Universität war und dort auch Religions-Philosophie lehrte. Die Darlegungen dieses Hochschullehrers, welcher international als Führer der deutschen liberalen Theologie anerkannt war, beeindruckten ihn so sehr, dass er schrieb: „*Erst Pfleiderers Religionsphilosophie brachte mir völlige Klarheit ...*“. Weiterhin:

„Ich nenne mich mit Stolz einen Schüler Pfleiderers und bin dem verehrten Lehrer als solcher bekannt.“

Prof. Pfleiderer saß auch im Vorstand des „Allgemeinen evangel.-protestant. Missionsvereins“; es wirkt deshalb wahrscheinlich, dass er dem mittlerweile erfolgreich zum Prediger ausgebildeten und promovierten Dr. phil. seine erste feste Anstellung verschaffte, nämlich die als Sekretär dieses Missionsvereines, welche PDF von 1903 bis 1908 innehatte. 1904 nahm er für den Verein am zweiten internationalen Kongress für Religionsgeschichte als Sekretär der Abteilung „Religionen der Chinesen und Japaner“ in Basel teil, berichtete anschließend auch ausführlich über die dort vorgefundene *„wahrhaft internationale und interreligiöse Gesellschaft“*.

Die Methode seines Vereines bestand seit seiner Gründung in Gotha 1884 darin, *„christliche Kultur unter nichtchristlichen Völkern auszubreiten in Anknüpfung der bei diesen schon vorhandenen Wahrheitselemente“* (§ 2); *„Förderung des Studiums der nichtchristlichen Religionen“* (§ 3 c); *„Anbahnung einer regeren Diskussion der religiösen Ideen zwischen der Christenheit und der nichtchristlichen Welt ...“* (3 d) und *„Förderung allgemeiner Kulturbestrebungen in der außerchristlichen Welt ...“* (3 g).

Zu den mit solchen Aufgaben betreuten Personen gehörte auch der jetzt durch den Dokumentarfilm „Wandlungen“ seiner Enkelin Bettina wieder bekannt gewordene Pfarrer Richard Wilhelm im chinesischen Tsingtau, welcher später in äußerster Wertschätzung des Konfuzianismus und chinesischer Kultur sagte: *„Es ist mir ein Trost, dass ich als Missionar keinen Chinesen bekehrt habe.“*

Der Allg. ev.-prot. Missionsverein, dessen Nachfolgerinnen seit 1929 die Deutsche und die Schweizer Ostasien-Mission sind, war damals heftig umstritten, weil er christliche Riten und die Taufe von Interessenten eher im Hintergrund, Bildung und Gesundheit der Bevölkerung aber im Vordergrund der Mission sah.

Es verwundert bei solchen Anschauungen nicht, dass Prof. Pfleiderer an den beiden interreligiösen Weltkongressen in London 1901 und Amsterdam 1903 als Redner teilnahm, in Genf 1905 Mitglied des internationalen Organisations-Komitees für solche Kongresse wurde und auch beim Weltkongress in Boston 1907 sprach. Er verstarb jedoch im Juli 1908 unerwartet, so dass PDF Ende September dieses Jahres dessen Position im Vorstand des Missionsvereines übernahm. Im Oktober kam dazu die 3. Pfarrstelle an der St. Pauls-Kirche am Gesundbrunnen, auf die er sich zuvor beworben hatte. In deren Nähe lebte er bis gegen Kriegsende - in direkter Nachbarschaft zum heutigen „Kino und Café am Ufer“, das jetzt seit fünf Jahren interreligiöse Filme zeigt.

Wahrscheinlich waren es das Erbe Pfleiderers und die Einwirkung liberal gesinnter Persönlichkeiten, welche den eher bescheidenen und zurückhaltenden PDF dazu bewegten, im Februar 1910 das zeitlich befristete Amt des General-Sekretäres der ersten interreligiösen Konferenz auf deutschem Boden zu übernehmen. Seine Aufgaben bestanden in der Organisation der Vorträge und Redner/innen, Programm-Gestaltung und -Auskunft, Annahme von

Anmeldungen und Ausgabe von Eintrittskarten. Der „5. Weltkongress für freies Christentum und religiösen Fortschritt“, welcher vom 05. bis 10. August 1910 in Berlin tagte, war überraschend so erfolgreich, dass man wenige Tage vor Beginn in größere Räume wechseln musste, nämlich ins heutige Helmut Newton-Museum für Fotografie am Bahnhof Zoo, wo er mit weit über 2.000 Teilnehmer/inne/n stattfand. Darüber hinaus veranstaltete man am 07. August abends in den Ortsteilen Mitte, Friedrichshain und Kreuzberg drei gleichzeitige, so genannte „Volksversammlungen“, welche dermaßen stark besucht waren, dass man insgesamt von bis zu 8.000 Kongress-Teilnehmer/inne/n spricht. Damit wäre dieser Berliner Weltkongress unter Beteiligung von 30 Nationen, mindestens 60 Kirchen bzw. Religions-Gemeinschaften und etwa 150 Redner/inne/n der bislang größte dieser Art weltweit gewesen. Das Besondere: Auch 3 Juden, 2 Hindus, je ein Buddhist und ein Sikh hielten Ansprachen vor gemischten Publikum. Bemerkenswert für damals erscheint auch, dass etwa ein Drittel dieses Publikums Frauen waren. Bis 1935 blieb der Berliner Weltkongress allgemeines Bildungsgut, wie z. B. im Brockhaus dieser Jahre dargestellt. Danach verschwand er aus der Erinnerung der Mehrheit, um nur gelegentlich in theologischen Werken erwähnt zu werden. Eine Kurzbiographie PDFs zum 100. Bestehen der St. Pauls-Kirche 1935 enthält keinen Hinweis auf seine organisatorische Leistung von 1910, obwohl diese aus heutiger Sicht wahrscheinlich sein größter Beitrag zur Weltkultur gewesen sein dürfte. Es war auch nicht einfach, die Spuren dieses bescheidenen Mannes aufzufinden, welcher in der Nazizeit standhaft blieb und eine Art pazifistischen Widerstand leistete. Der Kommunal-Politiker Horst Löwe aus Berlin-Wedding war damals Konfirmand bei ihm und schrieb in seinen Erinnerungen:

„Sein Unterricht war ebenso interessant wie unorthodox. Statt Bibelversen lehrte er uns praktisches Christentum. Er wußte, durch Berichte aus eigener Erfahrung und über seine Reisen, zu fesseln und brachte uns dazu, selbst kritische Gedanken zu entwickeln. Erst später erfuhr ich, daß er ein recht aktiver Gegner der Nazis war.“

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde nicht nur die St. Pauls-Kirche zerstört, sondern auch PDFs Wohnung ausgebombt, so dass er die letzten Lebensjahre ohne eigenes Einkommen mit seiner Schwester im Ferienhäuschen in Wyk auf Föhr verbrachte, das sich noch im Besitz der Familie Fobbe befindet. Heute können sogar Nichtverwandte dort ihren Urlaub buchen. Er starb am 09. Februar 1947 in Wyk und sein Grab ist dort - im Rahmen einer Familien-Grabstätte - noch vorhanden.

Ich meine, dass es Zeit ist, die Verdienste dieses Mannes zu würdigen, was ich mit der angekündigten Broschüre versucht habe, die zu seinem 65. Todestag erscheinen soll. Ich widme sie auch den heutigen interreligiösen Aktivisten in Berlin und hoffe, dass es möglich sein wird, hier und in Wyk auf Föhr Gedenktafeln für PDF anzubringen. Erste Vorbereitungen dazu sind bereits angelaufen.

(Nach einem Abendvortrag von Michael Sturm-Berger am 14.01.2012 zum 5. Jubiläum des „Kinos und Cafés am Ufer“ in der Uferstr. 12, 13 357 Berlin)

S. 33f.

Festakt zum 100. Jahrestag der ersten interreligiösen Konferenz in Berlin und Deutschland, dem 5. Weltkongress für freies Christentum und religiösen Fortschritt. Festschrift zum Festakt am 2. Oktober 2010, hrsg. von der AKR Berlin e. V. (unter Mitarbeit von RfP Berlin; 108 Seiten; 9 Euro).

Die DIN A 4-Schrift mit Ringbindung wurde 2011 verausgabt und zeigt auf dem farbigen Titelblatt die Zeichen der beteiligten Religions-Gemeinschaften und Gruppierungen. Dem Inhaltsverzeichnis schließt sich die Programmfolge des Festaktes an, für den je ein prominenter Redner aus Islam, Judentum und Christentum gewonnen worden waren.

Die Begrüßungsreden zur Veranstaltung durch eine Vertreterin der Gastgeber-Gemeinde (Johannische Kirche), den Vorsitzenden der AKR Berlin und den Vorsitzenden von RfP Berlin folgen (S. 11-16). Es schließen sich insgesamt 15 Grußworte von teilweise sehr prominenten Politikern, religiösen Führern und Gelehrten an, welche alle mit Farbfotos dokumentiert wurden (17-51).

Den ersten der drei Festvorträge hielt H. Hübsch von der Ahmadiyyah-Gemeinde in Frankfurt/Main, ein bereits Anfang 2011 verstorbener Schriftsteller, über „Viele Quellen – ein Strom“ (laut Inhaltsverzeichnis, S. 5) bzw. „Viele Flüsse – ein Meer“ (so S. 55), wobei es um die Gemeinsamkeiten von Hinduismus, Buddhismus und Islam aus der Sicht eines Muslims ging (55-60). „Heißt du Mendelssohn, so bist du eo ipso ein Jude“ („Vom Aufstieg und Niedergangstrauma einer Berliner Familiendynastie“) war das Thema von Prof. J. H. Schoeps aus Potsdam (61-66). Dies war für ihn insofern ein „Heimspiel“, als das Haus der Johannischen Kirche in Berlin-Grünwald, worin der Festakt stattfand, einst der Familie Mendelssohn gehörte, mit welcher auch Prof. Schoeps verwandt ist. Prof. K.-J. Kuschel, Nachfolger auf dem ökumenischen Lehrstuhl H. Küngs in Tübingen, reflektierte ausführlich über „Lessings Ringparabel – ein bleibender Auftrag für die Religionen“ (S. 5) bzw. „Lessings Parabel von den drei Ringen – eine bleibende Herausforderung für die Religionen“ (67-82).

Anschließend wird der Festakt vom 2. Okt. 2010, versehen mit 18 Farbfotos, anschaulich dokumentiert (83-88) – als Übernahme aus der Berliner Zeitschrift „Der Unitarier“ (Sept.-Okt. 2010).

Es folgen „Einige historische Zusammenhänge des Berliner Weltkongresses von 1910“, verfasst durch den Rezensenten und mit sieben historischen Schwarzweiß-Fotos aus der Zeit zwischen 1910 und 1946 ausgestattet.

Am Schluss finden wir jeweils eine Selbstdarstellung der beiden organisierenden Verbände, der AKR Berlin (103-106) und von RfP Berlin (107f.). Die Organisatoren freuen sich, dass der Festakt und seine Anliegen auf beachtliche Resonanz gestoßen sind, obwohl die Botschaften der sechs

interreligiösen Weltkongresse von 1901 bis 1913 teilweise bis heute noch nicht wirklich in unseren Gesellschaften angekommen sind!

Dr. Michael Sturm-Berger, Erfurt-Hochheim